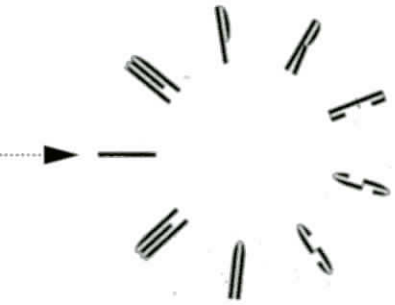
INHALT:

INEIGENER SACHE	*von Annette Männel*	1
ALTE FRAUEN	Der konservierte Blick *von Annette Gröschner*	2
•••	Das Alter ist weiblich – *von Adelheid Kuhlmey-Oehlert*	5
ALTER	Wann ist Zukunft zuende gelebt? – *von Anna Stefan*	10
•••	Wenn ich alt bin *von Claudia Kleinschmidt*	12
•••	Herbst ist da, kühler weht der Wind *von Gabriela Seibt*	13
GENERATIONEN	Einfach abgeschrieben (?) *von Herta Kuhrig*	15
•••	Für Fragen ist es zu spät *von Marinka Körzendörfer*	19
ALTER UND SEXUALITÄT	Begehren *von Esmerald Zettl*	20
ALTER	Altenpflege *von Marion Michel*	22
ALTER	Aus einem Altersheim *von Annette Männel*	23
FEUILLETON	Magda *von Elfriede Brüning*	25
BEWEGUNG	Frauen sind mutig, stark und schön *von Annette Männel*	30
STREIK	Frauenstreik zum Frauentag *von Christiane Schindler*	33
FEMINISMUS WOHIN?	Gedanken zum unabhängigen Frauenverband *von Christina Schenk*	34
OSTEUROPA	Olga *von Petra Sammler*	40
PROJEKTE	„Graue Panther" e.V., „Senioras" e.V.	42
RECHT/RENTEN	Was bleibt? *von Margarethe Zander*	43
INFORMATIONEN		47



Weibblick	Friedrichstraße 165, O-1080 Berlin, Tel.: 229 26 40, Fax: 229 26 75
Herausgeberin:	Unabhängiger Frauenverband, Friedrichstraße 165, O-1080 Berlin
Redaktion/Org.:	Annette Männel
Autorinnen:	A. Gröschner, A. Kulmey-Oehlert, A. Stefan, C. Kleinschmidt, G. Seibt, H. Kuhrig, M. Körzendörfer, E. Zettl, M. Michel, M. Zander, E. Brüning, Chr. Schindler, Chr. Schenk, P. Sammler, A. Männel
Fotos:	Kath. Vogel (S. 1, 4, 9, 12, 14, 19, 21, 24, 26, 28) L. Tesch (S. 3, 11, 17, 22, 23) St. Lammel (S. 6, 31)
Graphiken:	A. Feuchtenberger, M. F. Müller
Layout & Design:	A. Raidt, M. F. Müller
Satz:	F-chen
Druck:	TRIGGER
Anzeigenbüro:	Friedrichstraße 165, O-1080 Berlin, Tel.: 229 26 40, 229 16 85 Fax: 030/609 31 75 Anzeigenpreisliste kann bei der Redaktion angefordert werden.
Bankverbindung:	Berliner Sparkasse, BLZ 100 500 00, Konto-Nr. 4153 81 0504

Der Inhalt der Texte muß nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Wir freuen uns über jedes Manuskript, können aber bei unverlangt eingesandten Texten keine Haftung übernehmen.

Auf der Strasse sehen wir sie kaum. Unbekannt erledigen sie ihre täglichen kleinen Wege. Oder verstecken sich ganz. Viele alte Frauen verstehen die Welt nicht mehr. Sie, deren Leben oft mühselig war. Krieg, Leid, Schmerz. Die kleinen Geschichten zwischendrin. Ihren Kindern errichteten sie aus Trümmern einen Lebensort – jetzt sind sie die ersten, die zur Armut und Einsamkeit verdammt sind.

Wir haben uns mit drei Frauen unterhalten. Alle drei nahmen die Veröffentlichung kurzfristig zurück. „Wen interessiert das schon", meinten sie und wurden wieder stumm.

Wir reagierten betroffen. Ihre Geschichte ist ein Teil unserer Biografie. Haben wir sie selbst im Stress der Zeit zu lange verdrängt?

Wissen wollten wir, wie Frauen ihr Älterwerden beobachten, was sie bewegt und fühlen. Wissen wollten wir, woher Frauen Kraft und Mut nehmen, in dieser Gesellschaft neu anzufangen. Wissen wollten wir, wie sie sich mit ihrer eigenen Vergangenheit auseinandersetzen.

Die Vielschichtigkeit von Biografien lässt uns nur einen kleinen Blick darauf werfen, was uns täglich begegnen kann, wenn wir nur zuhören wollen.

Im zweiten Teil des Heftes setzen wir uns weiterhin mit der Feminismusdebatte auseinander, sehen nach Osteuropa, stellen den FrauenStreiktag '94 zur Diskussion und freuen uns auf einen regen Austausch.

Ein grosses Dankeschön an Christina Schenk, die wiederum diese Ausgabe mit einer Spende unterstützt hat.

Annette Männel

ALTE FRAUEN

Annett Gröschner
Literatin

Der konservierte Blick. Die alten Frauen und der Krieg.

Die alte Dame lächelt matt/ Laß sie ruhn die Väter dieser Stadt/ Die sind so tot seit Deutschlands Himmelfahrt / Die Mütter dieser Stadt haben den Berg zusammenkarrt: Mont Klamott (Silly)

Früher habe ich sie nie verstanden. Sie standen immer an, nach Fleisch oder nach Handtüchern. Sie horteten die weniger verderblichen Sachen in Schränken, die nach Motten rochen, wie die gute Schokolade, die sie zu besonderen Anlässen daraus hervorholten. Sie sagten: Früher war alles besser, aber wo früher anfing und wo es aufhörte, das sagten sie nicht. Sie ärgerten sich, wenn man das Brot nicht aufaß, sie regten sich auf, daß die jungen Frauen verwöhnt und undankbar seien. Sie trugen ihre Einkäufe in Kladden ein, und am Ende des Monats war trotzdem nichts übrig. Sie sagten den Mädchen: Geht nicht an den Russenkasernen lang, aber den Grund für ihre Angst nannten sie nicht. Sie sprachen überhaupt wenig über den Krieg. Manchmal schauten sie ängstlich zum Himmel, wenn ein Düsenflugzeug die Schallmauer durchbrach, versteckten sich bei Gewitter im Flur und zuckten bei jeder Silvesterrakete zusammen. Manche hatten Fotos mit Trauerrändern auf der Kommode: Das Rudolf/Hermann/Hubert, mein Verlobter, ein guter Mann. Bevor sie sich kennenlernten, war er gefallen. Sie sagten: Früher in Ostpreußen oder: In diesem Haus habe ich gewohnt. Aber die Stelle war ein leerer Fleck mit Büschen und Schutt. Wenn man nach dem Krieg fragte, sagten sie: Schrecklich, seid froh, daß ihr das nicht erleben mußtet oder: Wenn der nächste kommt, bin ich hoffentlich schon tot. Wir fragten: Warum habt Ihr nichts gegen den Faschismus unternommen? Sie sagten: Wir hatten doch Familie oder: Wir kannten keine Juden. Heute weiß ich, die Fragen waren falsch gestellt, sie hatten diesen moralischen Unterton derer, die in einer anderen Zeit lebten. Heute sage ich: Erzählen Sie mir Ihre Geschichte! und zuerst sagen sie immer: Warum wollen Sie gerade meine Geschichte hören? und ehe sie eine Antwort abgewartet haben, fangen sie an zu erzählen und gestern/heute/vorgestern gehen bunt durcheinander, ab und an verwechseln sie die Diktatoren, aber immer erzählen sie von „ihrem" Krieg, der in ihrem Langzeitgedächtnis gespeichert ist wie keine andere Zeit. Und hinter ihren Gesichtern tauchen die jungen Frauen auf, die sie gewesen sind, mit dem Krieg verheiratet und im Keller grau geworden. Es sind nicht mehr die namenlosen alten Frauen, es sind Frau K., Frau S. oder Frau G., lebendig und mit Witz, und sie können Geschichten erzählen, die nur wenige aufschreiben könnten, weil sie so vielschichtig und facettenreich sind.

Seit einem Jahr führe ich Interviews mit Frauen, die das Kriegsende im Berliner Stadtbezirk Prenzlauer Berg erlebt haben. Ausgangspunkt war die Überlegung, daß der Prenzlauer Berg sich nicht in den Geschichten über Künstler erschöpft, sondern daß ein Großteil der Bevölkerung ältere Menschen sind, die oftmals seit ihrer Geburt dort leben. Mir fiel auf, daß sie einen anderen Blick auf die Straßen haben, sie sagen: Dort vorn an der Ecke, da wo Bäcker Schön ist. An der Ecke, die sie meinen, sind seit Jahrzehnten die Rolläden heruntergelassen. Nur, wenn ich mit ihrem Blick ganz genau hinsehe, erkenne ich die verwitterte Schrift über den Ladenfenstern. Die finanzielle Lage der DDR hat ihren Blick konserviert. Die Fassaden blieben, wie sie der Krieg hinterlassen hat, mit Einschüssen, Luftschutzzeichen und abblätterndem Putz. Beizeiten fiel auch neuer Putz wieder herunter und gab Nazisymbole frei, die nur notdürftig überdeckt worden waren – ein Vorgang von Symbolhaftigkeit. Jetzt verändert der Stadtbezirk sein Gesicht. Häuser werden renoviert, die Trümmergrundstücke bebaut, die Alten erkennen ihre Straße nicht mehr.

Aber noch ein zweiter Aspekt war für meine Arbeit wichtig: Im Stadtarchiv lagern Schulaufsätze von Kindern aus dem Jahre 1946, in denen sie die Zeit des Krieges in ihrem Haus oder ihrer Straße beschreiben, Straßen in Prenzlauer Berg, unschwer wiederzuerkennen. Es sind Schulaufsätze des Überlebens, die Kinder sind ernsthafter als allgemein in ihrem Alter. Heute sind sie über sechzig, aber ihre Aufsätze sind unschätzbare Dokumente.

Das Alter der von mir Befragten bewegt sich im Spannungsfeld von zwei Generationen, Mutter und Tochter, zwischen sechzig und achtzig, Frauen, die bei Kriegsende zwischen zehn und dreißig waren, ihre Kinder zum Teil in der Zeit der Bombardierungen bekamen und Frauen, die damals heranwuchsen. Interessant ist, es gibt, bis auf die Genauigkeit in der Datierung, kaum Unterschiede zwischen den Aufsätzen und den Erinnerungen aus heutiger Sicht.

Noch fünfzig Jahre nach dem Krieg können sich die alten Frauen an Einzelheiten erinnern, solche, die ihr eigenes Leben betreffen, aber auch diejenige, die sie seitdem belasten. Immer wieder erzählen sie von ihren jüdischen Nachbarinnen, oftmals Mütter wie sie, die eines Morgens in der Frühe abgeholt worden waren ...

Ende 1943, mit den ersten großen Bombardierungen, war der Krieg auch für den unpolitischsten Menschen in Prenzlauer Berg spürbar. Die Frauen versuchten, da sie den Bomben nichts entgegensetzen konnten, sich aber andererseits trotz Befehl oft auch weigerten, Berlin zu verlassen, das alltägliche Leben, auch in den Kellern so normal wie möglich zu gestalten. So feierten sie noch im März 1945 mit ihren Kindern Konfirmation:

„Am 18. März 1945 wurde mein Bruder eingesegnet ... Schon wochenlang vorher sparte meine Mutti Mehl, Zucker und Fett zum Backen auf. Es standen dann auch mehrere gut geratene Butterkuchen bereit und warteten darauf, am Nachmittag gegessen zu werden ... Als wir die Kirche um 11 Uhr wieder verließen, gab es plötzlich Fliegeralarm ... Wir waren noch nicht lange im Keller, da ging es auch schon los. Es krachte, es sauste, es splitterte, das Licht ging aus und alles schrie durcheinander ... Es wurden die getroffenen Häuser ausgerufen, darunter befand sich auch unser Haus ... es brannte bereits der zweite Stock. Vor unserer Wohnung lagen brennende Balken. Nun zog unser Bruder seinen Einsegnungsanzug links an und beteiligte sich an den Rettungsarbeiten ... Es war alles zertrümmert. Unser schöner Kuchen ganz verstaubt und voller Glasscherben ... Zuerst wollten wir nichts essen, denn der Kuchen glitzerte so schön. Dann aber bekam jeder ein Kuchenstück in die Hand. Und es schmeckte wundervoll." (Landesarchiv Berlin, Schulaufsätze, 14. Volksschule Prenzlauer Allee)

Von Januar bis April 1945 kamen noch unzählige Tagesangriffe dazu. Man richtete sich im Keller ein:

„Mein Sohn wurde in der Zeit geboren, der ist ja vom ersten Tag, als wir aus der Klinik waren, jede Nacht beinahe im Keller gewesen. Sie richteten einen Keller ein, extra für Mütter mit Kleinkindern. Außer dem Luftschutzkeller. Ein Sonderkeller, denn es waren gerade in dieser Zeit im Haus drei Jungs geboren worden." (Frau J.)

„'44, als ick mein Kind gekriegt habe, da gabs in Mitte einen Bunker, wo man entbinden konnte ... Ick hab zu Hause entbunden. Zu Hause, im 4. Stock. Denn es wurde immer erzählt, durch dieset rin und raus ham se da ooch Kinder umjetauscht. Da hab ick jesagt, ick jeh nich in'n Bunker, da tauschen se mein Kind um." (Frau B.)

Die letzten zwölf Tage des Krieges – Berlin war zur Festung erklärt und am 25. April '45 von der Roten Armee eingeschlossen – erleben die BewohnerInnen des Prenzlauer Bergs in den Kellern ihrer Häuser, ohne Licht; Luft und Wasser. Um das zu holen, müssen sie mitten im Beschuß, oft kilometerweit zu einer der noch funktionierenden Pumpen gehen und stundenlang anstehen. Ebenso ist es mit Lebensmitteln.

„Wir haben Wasser von den Pumpen geholt. Und wenn es nun aus dem Feuerlöschteich war, dann haben wir es durchs Sieb und durch ein Tuch gegossen und dann abgekocht. Und da haben viele Leute dann gesagt: Wir wünschen ja dem Hitler gar nüscht weiter, aber der müßte für uns alle Wasser schleppen.

ALTE FRAUEN

Das wäre schon Strafe genug.
In der Göhrerener Straße nebenan war 'ne Bäckerei. Da standen wir nach Brot an: die Straße entlang, Treppe rauf, Treppe runter, in der Hoffnung, daß man noch was abbekam." (Frau J.)
Viele Frauen sind von diesen Beschaffungen nicht mehr zurückgekehrt und wurden auch nicht mehr gefunden.
In den Schulaufsätzen steht am Ende immer wieder der Satz: Ich hoffe, daß ich den Krieg bald vergessen haben werde. Die Wahrheit ist wohl, daß es zwar immer den Versuch der Verdrängung gegeben hat, vergessen aber läßt sich diese Zeit nie.
„Ich hab Menschen dann ganz scheußlich verenden sehen, als wir in den letzten Kriegstagen Keller geplündert haben, weil da Mehl war oder Zucker. Da war eine Lagerhalle, und da gabs Melasse. Die einen hatten Eimer, die andern hatten Töpfe und alles stürzte und drängelte sich und stürzte und fluchte. Wir sind reingekommen ohne Schwierigkeiten, aber eben so rempelnd. Und als wir rauskamen, wir mußten ja wieder über die Schutthalde zurück, da gabs keinen Schutz. Da setzte Beschuß ein, und da sind neben mir Frauen mit den Töpfen erschossen worden, Frauen, auf die im Keller jemand wartete. Und das werde ich wahrscheinlich nie vergessen."
(Frau K.)
Der Abstand der Zeit von damals zu heute ist gegenwärtig ein räumlicher, 1000 km entfernt: Keine Luft, kein Wasser, kein Licht, Schlangen vor Lebensmittelläden, Scharfschützen, die auf alles Lebendige schießen. „Wenn ich die Bilder von Sarajevo sehe, sitze ich immer im Keller 1945.", sagt eine alte Frau zu mir.
1945 wird das Ende des Krieges ersehnt und gefürchtet. Die in Berlin ankommenden Flüchtlingsfrauen aus dem Osten haben von Vergewaltigungen durch die Truppen der Roten Armee erzählt. Das spricht sich herum in den Kellern. So schlimm wie im Osten wurde es in Berlin nicht und auch hier war es von Kiez zu Kiez anders, die Frauen in Weissensee waren weit stärker davon betroffen als die in den Innenbezirken, und Prenzlauer Berg wurde, bis auf den nördlichen Teil hinter der Ringbahn, als einer der letzten Stadtbezirke von der Roten Armee eingenommen, als Vergewaltigungen schon bestraft wurden.
Auch entwickelten die Frauen Strategien, um verschont zu bleiben.
„Ick bin einmal aufs Fensterbrett gesprungen und habe gerufen: Kommandant! Da hatten sie vor mir Angst. Denn, wenn die die Frauen vergewaltigt haben oder irjendwat jemacht hatten, dann wurden sie erschossen. Die haben janz harte Strafen jekriegt."
(Frau B.)
Nach der Kapitulation werden die Frauen zu Aufräumungsarbeiten herangezogen, eine schwere und gefährliche Arbeit, die aber das Überleben sichert, weil es für schwere körperliche Arbeit höhere Essensrationen gibt. In einem Schulaufsatz von 1946 schreibt ein Kind über die Trümmerfrauen: „So können auch Frauen ihren Mann stehen." Kommentar des Lehrers neben dem Satz: „Unschön!" Ob es sich nur um eine Kritik der Formulierung oder an dem Fakt an sich handelte, ist nicht mehr zu ergründen nach fünfzig Jahren. Ein Problem für die aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrenden Männer waren diese Trümmerfrauen jedoch im höchsten Maße. War ihr anerzogenes Selbstbewußtsein durch die Niederlage schon erschüttert, so erkannten sie, heimgekehrt, neben ihrer inzwischen zerstörten Straße, auch ihre

Frauen nicht mehr, die sich auch ohne sie zu helfen gewußt hatten und Wege gegangen waren, die nur möglich gewesen waren, weil der Krieg die rigorosen moralischen Grundsätze ihrer Erziehung und das nationalsozialistische Ideal der Frau als Hütende und Gebärerin über den Haufen geworfen hatte. Ich glaube, hier liegt der Anfang des Schweigens der Frauen. Sie traten freiwillig wieder in den Hintergrund, gaben den Männern die Arbeitsplätze und widmeten sich der Kindererziehung. Der Krieg sollte vergessen sein.
Im Friedrichshain gibt es zwei Hügel. Zuunterst leigen zwei gesprengte Bunker, die so massiv gebaut waren, daß sie nicht vollständig gesprengt werden konnten, ohne das danebenliegende Viertel mit zu zerstören. Sie blieben halbgesprengt stehen. Über den Bunkern liegen die Häuser des Viertels, das Haus Hufelandstraße 24, die Häuser der Werneuchener Straße, von den Frauen eingerissen, auf Loren verladen und Schicht um Schicht auf den Bunker aufgetragen. Darüber liegt Erde, darauf wachsen Bäume. Im Voksmund heißt der größere Berg Mont Klamott. Ab und an gehen die Frauen dort spazieren. Wenn sie nicht auf den Weg achten, stolpern sie über die Steine, die das Erdreich freigibt.

Adelheid Kuhlmey-Oehlert
Dr. phil. Medizinsoziologin,
Gerontologin

DAS ALTER IST WEIBLICH

Hinter diesem Thema verbirgt sich soziale Wirklichkeit und individuelle Geschichte:
„Die alte Frau war zweiundsiebzig, als ihr Mann starb. Sie war bis ins hohe Alter ganz die aufopfernde Ehefrau und Mutter. Nach dem Tod ihres Mannes lebt sie allein in dem großen Haus und beginnt ein neues, zweites Leben: Sie geht ins Kino, ißt jeden zweiten Tag im Gasthaus, fährt zum Pferderennen.
Sie verbringt ihre Nachmittage in der Werkstatt eines Flickschusters, spielt Karten und trinkt Rotwein, anstatt sich respektablen Kaffeegesellschaften anzuschließen. Als sie mit vierundsiebzig Jahren starb, hatte sie sich all die Freiheiten gegönnt, die ihr das Leben früher nicht geboten hatte."
Brechts literarischer Entwurf dieser „Unwürdigen Greisin" steht noch immer für die widersprüchliche Realität eines Frauenlebens im Alter auch in der ehemaligen DDR.
Bei einer Zunahme der mittleren Lebenserwartung von ca. 35 Jahren vor 100 Jahren auf nunmehr 70 bis 75 Jahre erreichen die meisten Menschen in hochentwickelten Ländern eine Lebensphase, die wir Alter nennen – eine Tatsache, die Älterwerden und Altsein heute von früher unterscheidet. Leben im Alter ist alles andere als ein Einzelschicksal. Dies trifft für Frauen und Männer zu.

Und doch sind es die Frauen, die dem Alter in der DDR und nicht nur dort schon demographisch eine besondere Qualität gaben: 1989 lebten in der DDR ca. 3 Millionen Menschen, die eine Altersrente bekamen (16,2 % der Bevölkerung), darunter beinahe 2 Millionen Frauen, das sind rund 74 % der Bevölkerung im Rentenalter. Gründe für den hohen Anteil von Frauen an der heutigen älteren Generation lassen sich in den beiden Weltkriegen und ihren Folgen finden.
1939 betrug der Anteil der Frauen an der deutschen Gesamtbevölkerung 51,1 %; 1950 in der DDR hingegen 55,6 %, d.h. in diesem Jahr waren es 2,1 Millionen mehr Frauen als Männer. Aber unabhängig davon schreibt sich der hohe Frauenanteil fort: Unbestritten ist dabei der Einfluß der zunehmend größer werdenden Differenz der Lebenserwartung zwischen Männern und Frauen. Frauen leben im Durchschnitt sechs bis sieben Jahre länger als Männer. In der DDR lag die mittlere Lebenserwartung der Frauen bei 76 Jahren, die der Männer bei 70 Jahren.
Historisch geht mit zunehmender mittlerer Lebenserwartung eine stärkere Differenzierung zwischen den Geschlechtern einher. Seit einigen Jahren stagniert die mittlere Lebenserwartung der Männer in der DDR, die der Frauen steigt noch. 1988 kamen auf 100 Männer im Rentenalter 235 Frauen. Von den etwa 2 Millionen Rentnerinnen der DDR sind ca. zwei Drittel alleinstehend. Über 80 % der Männer, aber nur ca. 35 % der Frauen sind verheiratet. Jede zweite Rentnerin ist verwitwet.
Die Relation wird sich in den kommenden Jahren nicht grundlegend ändern. Bei den über 80jährigen werden künftig 93 % aller Frauen alleinstehend sein.

ALTE FRAUEN

Frausein, Altsein, Alleinleben ist zu einer typischen Lebensweise geworden. Die Frauen, die mit 60 Jahren Rentnerinnen werden, können mit durchschnittlich weiteren 20 Lebensjahren rechnen, d.h. mit Beginn des Rentenalters haben Frauen fast ein Viertel ihres Lebens noch vor sich.
Unter welchen Bedingungen lebten und leben alte Frauen in der DDR? Welche Hoffnungen, aber auch Befürchtungen und Verunsicherungen verbinden Rentnerinnen mit den gesellschaftlichen Umbrüchen und dem geeinten Deutschland? Was verbirgt sich an realer Lebenslage und subjektivem Lebensempfinden hinter der so häufig strapazierten These der kumulativen Benachteiligung von Frauen im Alter?
Nachfolgend sollen skizzenhaft gerontologische Befunde und statistische Ergebnisse aufgezeigt werden, die den Zusammenhang von Alter und Geschlecht in der DDR (und nicht nur dort) kennzeichnen.

Zur materiellen Lebenssituation

Die Gesellschaft sicherte und sichert längst nicht allen älteren Bürgerinnen und Bürgern ausreichend Mittel zur Finanzierung eines biographisch entstandenen Lebensstandards. Dies trifft zuerst die älteren und alten Frauen, insbesondere die Alleinlebenden. Die Altersrente der Sozialversicherung war die typische Form der finanziellen Sicherstellung im Alter.
Zwei Drittel aller Altersrentner erhielten ein so garantiertes Einkommen, das zwischen 330 und 470 Mark lag (Stand Dezember 1989). Ein Drittel der Altersrentner erhielten darüber hinaus eine Rentenleistung der Freiwilligen Zusatzrente (FZR), die aber die ältesten Rentner objektiv ausschloß. Dabei erreichten die Männer im Durchschnitt deutlich höhere Zahlbeträge (106,12 Mark) gegenüber Frauen (35,94 Mark). Außerdem war die FZR unter Männern verbreiteter (61,8 %) als unter Frauen (25,9 %) – dies liegt an den unterschiedlichen Verdiensten (ein FZR-Beitritt war erst bei einem Verdienst über 600 Mark möglich). (Für ca. 250 000 AltersrentnerInnen gab es die Möglichkeiten anderer Rentenformen: Intelligenz-Rente, Staatsrenten, andere Sonderrenten u.s.w.; auch hier waren Frauen weit weniger als Männer „betroffen".)
Prinzipiell gilt: Die Rente für den überwiegenden Teil der DDR-Rentnerbevölkerung war und ist auf einem niedrigen Niveau und betrug mit Stand vom Dezember 1989 durchschnittlich 443 Mark, bei den Männern 526,08 Mark und bei den Frauen 417,73 Mark. Das heißt, die Rentnerinnen hatten monatlich rund 100 Mark im Durchschnitt weniger zur Verfügung. Von den ca. 3 Millionen Rentnerinnen und Rentnern der DDR lag für zwei Drittel die Rente unter 500 Mark. Anteilsmäßig sind Frauen in dieser Gruppe zu 92 % vertreten. Auch den ehemaligen Mindestsatz von 330 Mark erhielten – bezogen auf die Gesamtzahl aller Rentner – 30,2 % der Frauen und nur 1,7 % der Männer.
Mit Stand vom 1.7. 1990 erhöhte sich die durchschnittliche Altersrente auf 560 DM, mit einem Mindestsatz von 495 DM.
Die Bildungs- und Qualifikationsabschlüsse differieren zwischen Männern und Frauen, aber auch in den einzelnen Geburtsjahrgängen. Von den 60- bis 70jährigen besaßen 28,6 % keinen Berufsabschluß, 85 % davon waren Frauen. Von den 85jährigen und älteren hatten ca. 70 % keine Möglichkeit, einen Beruf zu erlernen, wobei der Frauenanteil noch darüber lag.
Das statistische Jahrbuch zeugt von einer höchst ungleichen Verteilung des Anteils von Männern und Frauen quer durch alle Industriezweige. Verglichen mit dem Durchschnittseinkommen sind Frauen in jenen Branchen überrepräsentiert, in denen das Einkommen am niedrigsten ist.
1990 waren mehr als 91 % aller Frauen und Mädchen im arbeitsfähigen Alter berufstätig (sofern sie noch Arbeit hatten). Damit wies die DDR den höchsten

Beschäftigungsgrad der weiblichen Bevölkerung eines Landes überhaupt auf. Unterschiede im beruflichen Ausbildungsniveau der Männer und Frauen wurden abgebaut, so daß bei den bis 35jährigen keine Unterschiede mehr bestehen, und doch trägt die Zuordnung von Frauen und Männern zu bestimmten Wirtschaftszweigen, in bestimmte Positionen sowie die Zuordnung „privater Arbeit" im Rahmen der Familie geschlechtstypische Züge, und zwar zuungunsten der Frauen (Nickel 1988).
Die Frage bleibt bis jetzt unbeantwortet, warum die Chancen für beide Geschlechter nach wie vor zur ungleichen Nutzung gebotener Möglichkeiten führte bzw. führen mußte.
Für die ältere Frau im Rentenalter ist diese Frage entschieden: Berufstätigkeit entsprach ihrer familialen und sozialen Situation, der Umbruch in die berufslose Phase hat für die heute ältere Frau einen weniger bedrohlichen Charakter als für den Mann – offenbar, weil die Ausübung einer Berufstätigkeit an andere Erwartungen gegenüber dem Leben, an eine andere, eben arbeitsteilig „weibliche" Lebenskonzeption gebunden ist.

Berufstätigkeit im Alter

Das Recht älterer Menschen auf Arbeit war ein wesentlicher Bestandteil ihres verfassungsrechtlich in der DDR garantierten sozialen Status.
Das Arbeitsgesetzbuch verpflichtete Betriebe, Arbeitsplätze einzurichten, die für den Einsatz älterer Menschen geeignet waren. Alter und Gesundheitszustand waren keine Kündigungsgründe, Vorrentner (ab fünf Jahre vor Erreichen des Rentenalters) genossen einen besonderen Kündigungsschutz.
1989 arbeiteten in der DDR rund 203000 Frauen im Rentenalter, das waren ca. 10 % aller Rentnerinnen. Soziologische Untersuchungen wiesen immer wieder vier Motive aus, die die Fortsetzung der Berufstätigkeit begründeten:
-Die Arbeit hat immer Spaß gemacht (25 %).
-Um zur Rente etwas dazu zu verdienen (24 %). (Viele ältere Frauen waren erst in diesen Jahren in der Lage, zu sparen; berufstätige Rentnerinnen erhielten die höchsten Einkommen ihres Lebens!)
-Weil mein Betrieb mich braucht (20 %).
-Weil ich ein gutes Verhältnis zu den Kollegen hatte (15,4 %)
(vgl. Altenreport 1990).
Das Bedürfnis nach weiterer Berufstätigkeit war bei Frauen stärker ausgeprägt als bei Männern. Hier spielen der fünf Jahre frühere Eintritt ins Rentenalter und die Tatsache des Alleinlebens vieler Frauen im Rentenalter eine Rolle. Die Berufstätigkeit von Frauen konzentriert sich allerdings auf die ersten fünf Jahre nach Erreichen der Rentengrenze. Eigene Interviews mit alleinlebenden Frauen bestätigen alle Umfrageergebnisse, daß den wichtigsten Grund für eine Beendigung der Berufstätigkeit der Gesundheitszustand darstellte. Weitere Gründe waren folgende:
-weil mit dem Haushalt genug zu tun ist,
-weil man mit der Rente auskommt,
-weil es genügend andere interessante Tätigkeiten gibt
(vgl. Altenreport 1990).
Weitere Untersuchungen belegen – auch wenn die Zahl der weiterarbeitenden Rentnerinnen eher rückläufig war -, daß die Ausübung einer Arbeit einen festen Platz in den Werten und Bedürfnissen der Rentnerinnen hatte.
Nun sind neue Realitäten gegeben: Es ist mit einer Zahl von 700 000 Vorrentnern zu rechnen. Abgesehen von der psychosozialen Problemlage dieser Bevölkerungsgruppe (eine, die es bislang in der DDR nicht gab), ist der Druck auf weiterarbeitende Altersrentner und -rentnerinnen sehr groß; ihre Arbeitsverhältnisse werden gekündigt. Alte Frauen werden aufgrund der Vorruhestandsregelung eine noch längere nachberufliche Phase antreten.
Es fehlen Konzepte zur Lebensplanung nach dem Ausscheiden aus der Berufsarbeit sowie variable Leitbilder für das Privatleben von Frauen (vor allem alten alleinlebenden).

Wohnsituation

Obwohl hierzu wenig geschlechtsspezifisch differenzierte Daten vorliegen, ist es offenkundig, daß aufgrund der demographischen Geschlechterrelation im Alter sehr eindeutige Aussagen zur Wohnsituation älterer Frauen in der DDR getroffen werden können. Zu konstatieren ist, daß der Komfort der Rentnerwohnungen noch immer unter dem Durchschnitt der Bevölkerung liegt – hinzu kommen beträchtliche territoriale Unterschiede.
Gerade Ein-Personen-Haushalte (dies sind in der Regel Frauen) und Haushalte, deren Nettoeinkommen niedrig ist (auch dies sind in der Regel Rentnerinnen mit kleinen Renten), zeichnen sich durch einen geringen Komfort und eine schlechtere Ausstattung mit sogenannten Konsumgütern aus.
Alternativen zur privaten Wohnung oder zur Heimunterbringung sind für ältere Menschen kaum vorhanden – obgleich nach Schätzungen ein Drittel bis die Hälfte derjenigen, die in Heimen leben (dies sind zu 75 % Frauen über 80 Jahre), nicht dort sein müßten, wenn das Wohnangebot differenzierter, die

Wohnungen mit hohem Komfort ausgestattet und ambulante Dienste besser ausgebaut wären.
Nun ergeben sich neue Problemstellungen, und wieder scheinen Frauen am härtesten betroffen:
-Was wird aus den Mieten? Werden die vielen alleinlebenden Frauen – teilweise in großen Mietswohnungen lebend – diese weiter bezahlen können?
-Was wird aus dem Mieterschutz für RentnerInnen?
-Frauen, die in Heimen leben, werden ab 1.1.1991 Sozialhilfeempfängerinnen, weil sie keine heimkostendeckende Rente erhalten.
Wie gehen die älteren Bürgerinnen und Bürger mit dieser neuen Lebenssituation um?
Wie nehmen wir ihnen die Ängste vor dem Stigma Sozialhilfe?

Soziale Integration

Zum einen konstatieren Gerontologen, daß es mit der sozialen Eingebundenheit vieler älterer Frauen nicht weit gediehen ist: Eine große Zahl von Ein-Personen-Haushalten, geringes Einkommen, Befangenheit in einem traditionellen Rollenbild, Dominanz der Verwitwung sind der Beweis dafür. Andererseits wird das Älterwerden von Frauen aber auch verbunden mit folgenden Mustern: den Alltag gut meistern, Freiwerden von Zwängen und Abhängigkeiten, Entdecken neuer und eigenständiger Aktivitäten.
Die reale Lebenssituation der meisten DDR-Rentnerinnen bewegte sich zwischen diesen beiden Polen. Zum Beispiel gab jede Kontaktvermittlungsstelle in der DDR freizügig darüber Auskunft, daß die „Frau über 50" so gut wie überhaupt nicht „an den Mann" zu bringen ist und bestätigt damit: Die Wiederverheiratung ist für Frauen schwieriger als für Männer. Der Grund hierfür ist in keiner bevölkerungsdynamischen Wandlung, sondern vielmehr in traditionellen Mustern der Partnerwahl zu suchen; aber auch in der ökonomischen Selbständigkeit der Frauen, die ihr Leben unabhängig von einem Partner führen können.
So zeigen die Interviews mit alleinlebenden Frauen, daß diese Lebenssituation neben Gefühlen des Verlustes und des Defizits auch als ein Gewinn an Unabhängigkeit, Selbstbestimmung und Kompetenzüberzeugung interpretiert wird.
Daß dieses Lebensgefühl auch in Alltags- und Freizeitaktivitäten umgesetzt wird – vor allem bei der Gruppe der sogenannten jungen Alten –, beweisen Untersuchungsergebnisse zu Freizeittätigkeiten von Altersrentnerinnen und -rentnern. So werden gesellschaftliche Arbeiten im Wohngebiet häufiger von Frauen als von Männern ausgeführt, gehen Frauen öfter im ehemaligen Betrieb arbeiten, sind Frauen aktivere Besucherinnen von Kino, Theater und Museum (Altenreport 1990). In die Vorlesungsreihen und Seminarangebote kommen zu über 80 % Frauen, zunehmend solche aus der Generation der „jungen Alten". Sie kommen – so das Ergebnis einer Studie – im Gegensatz zu den Männern nicht nur zur Weiterbildung, sondern auch, um dort Kontakte zu knüpfen, feste Termine zu haben und Freundschaften über diese Veranstaltungen hinaus zu schließen.
In den letzten Monaten vollziehen sich neue Entwicklungen: Selbsthilfe war nicht gerade ein gefördertes Feld sozialer Partizipation in der DDR. Seit einem Jahr schießen Selbsthilfegruppen wie Pilze aus dem Boden – zeitlich versetzt trifft dies auch für die Altenselbsthilfe zu.
Zu beachten ist aber auch, daß soziale Integrationsgefüge an vielen Stellen zu zerbrechen drohen. Besonders alte Frauen werden hier Verluste erleben. Träger von Altenarbeit, Alteninitiativen überleben die gesellschaftlichen Strukturveränderungen nicht. Zum Beispiel sind in den Betrieben die Veteranen-Gewerkschaftsgruppen aufgelöst worden, die bislang ehemalige Betriebsangehörige integrierten und Kontakte aufrechthielten.
Das folgende Zitat aus einer Tagebuchaufzeichnung (die Tagebücher werden im Rahmen einer Begleitforschung zur Situation alter Frauen gegenwärtig angefertigt) verdeutlicht diese Probleme. Eine alte Dame schreibt:
„Wir haben heute das letzte Mal als Betreuungskommission der Veteranen-AGL des FDGB beraten und unsere Tätigkeit eingestellt. Einfach noch nicht faßbar, daß dies nicht mehr sein wird. In der Gewerkschaftsorganisation des DGB ist diese Art nicht vorgesehen. Für viele Kollegen war es immer eine Freude, wenn wir sie besuchten zu Weihnachten, zum Geburtstag ... Und selber, wie wird das später? Mein ehemaliges Arbeitskollektiv ist schon in alle Winde zerstreut bzw. sucht jetzt Arbeit."
Wenn es nicht gelingt, auch unter neuen Bedingungen diese gewachsenen Gemeinschaften zu erhalten, wird es gerade für die jetzt alte Bevölkerung schwierig sein, neue Strukturen aufzubauen.
Ich habe versucht aufzuzeigen, daß Altsein in der DDR Benachteiligungen beinhaltet, insbesondere für ältere Frauen. Das schließt nicht eine Heterogenität der sozialen und psychischen Realität alter Frauen aus. Dieses Spannungsfeld

zwischen Benachteiligungen (niedrigere Schulbildung und Qualifikation, niedrigere Renten, stereotype Rollenbilder) und Chancen (Kompetenzüberzeugung, Freiheitsgewinn, selbstbestimmtes Leben, Anpassung an die Alterssituation) gilt es näher zu bestimmen.

Subjektive Reflexionen des Systemwandels

Die für die ostdeutschen Bürgerinnen neuen bzw. anderen sozialen Problemlagen finden ihren Niederschlag in den subjektiven Bewertungen und reflektieren sich auch in Haltungen, Hoffnungen, Sorgen und Ängsten.
Die ostdeutsche Bevölkerung weist Ende 1990 eine Zufriedenheit auf, wie sie im Westen Deutschlands bei den Problemgruppen – Arbeitslose, Alleinlebende, einsame Ältere, dauerhaft gesundheitlich Beeinträchtigte – zu finden ist. (Datenreport 1992)
Ich will dies differenzieren:

Stichwort: Vorruhestand

Zu den Phänomenen des Wandels, deren psychosoziale und gesundheitliche Folgen heute noch nicht abzusehen sind, gehört zweifelsohne der Vorruhestand.
Ca. 800 000 Menschen Ostdeutschlands sind mittlerweile davon betroffen. Das sind 3 % aller erwachsenen Ostdeutschen. Die Mehrzahl machte diesen Schritt kaum freiwillig. Subjektiv sind damit Erfahrungen von Hilflosigkeit verbunden, dem psychologischen Zustand, der hervorgerufen werden kann, wenn Ereignisse unkontrollierbar und unabhängig von willentlichen Reaktionen der Betroffenen sind.
Eine Studie zum Vorruhestand von Frauen zwischen 55 und 59 Jahren befaßte sich mit dem Zusammenhang von Arbeitsverlust und Gesundheit (Kuhlmey, 1992). Die verschiedenen Reaktionsformen ließen sich drei Grundtypen zuordnen: „Zufrieden" bzw. „unzufrieden" mit dem Vorruhestand und „ambivalente" Einstellung. Korreliert man diese Typen mit ihrer subjektiven Einschätzung des Gesundheitszustandes, dann ergibt sich folgendes Bild:
-die „Zufriedenen" sprechen von einer Verbesserung ihres Gesundheitszustandes nach der Berufsaufgabe (43 %)
-die „Ambivalenten" sprechen von einem wechselnden Gesundheitsempfinden (33 %) und
- die „Unzufriedenen" beklagen eine Verschlechterung des Zustands mit Schlafstörungen, Depressionen und erhöhtem Medikamentenkonsum (24 %).
So verschieden die berufliche Ausgliederung erfahren wurde, gemeinsam war allen Betroffenen: 1. der Kummer materieller Folgen – 2 von 3 Vorruheständlern beklagten die schlechte finanzielle Lage und 2. die Empfindung, um die Ergebnisse eines mehrere Jahrzehnte währenden Arbeitslebens „irgendwie betrogen" worden zu sein.
Ein Vergleich der Studien „Leben DDR '90" und „Leben Ostdeutschland '91" zeigt, daß sich die Altersjahrgänge, die von Arbeitslosigkeit und Vorruhestandsregelungen betroffen sind, als Verlierer der Einheit fühlen.
Die Ergebnisse des „Frauenreports '91" spitzen diese Sachlage für 50 – 59jährige Frauen noch zu. Es ist nicht ausgeschlossen, daß gerade sie die Probleme des sozialen Wandels spürbar erleben, verbunden mit einer höheren Gefährdung ihrer Gesundheit. Gerontologische Studien haben nachgewiesen, daß ältere Menschen mit ausgeprägter Lebenszufriedenheit länger leben. Anhaltendes Unbehagen ist für Menschen jeden Alters eine gesundheitliche Belastung; insofern könnte die Unzufriedenheit der Vorruheständler in späteren Jahren noch mißliche Folgen haben.

Stichwort: Lebensereignisse

Der „Datenreport '92" berichtet, daß in den neuen Bundesländern Gefühle von Niedergeschlagenheit, Orientierungs- und Sinnlosigkeit, Besorgnis und das Empfinden von Anomie verbreiteter sind als im Westen. Nach ihren Ängsten befragt, dominieren bei den über 60jährigen Personen Furcht vor Aggressivität, Gewalt und Kriminalität sowie – zweitens – vor Radikalismus. Das sind Ängste, die in der Vergangenheit so nicht auftauchten. An dritter Stelle erst stand die Sorge, auf fremde Hilfe angewiesen zu sein. Es folgen Furcht vor Preiserhöhungen, Verschlechterung der

weltpolitischen Lage, Sorgen um finanzielle Verhältnisse und den Wohnraum sowie bei über 70jährigen Frauen die Angst vor dem Alleinsein und der Einsamkeit. Keine Sorgen und Probleme haben rund 6 % der RentnerInnen. (Schwitzer, 1992)

Anna Stefan
Journalistin

WANN IST ZUKUNFT ZUENDE GELEBT?

Wie fühlst du dich, fragt meine erwachsene Tochter, und ich weiß, daß sie eine heitere Antwort erwartet. Zögere ich, wird sie leicht gereizt und bestimmt über mich: „Aber es geht dir doch gut." – „Ja." sage ich schnell. Und wir wissen beide, daß es nicht stimmt.
Es ist etwas Teuflisches mit dem Alter. „Eine Einbahnstraße", sagte mir mal jemand. Der Prozeß dauert lange und hat etwas Quälendes, länger und quälender, so scheint mir, als die Zeit von der Kindheit zum Erwachsensein. Ein bestimmtes Jahr kann ich nicht ausmachen. Mit 14 ist man ein Backfisch, mit 12 noch ein Kind, mit 30 fangen die besten Jahre einer Frau an ... Mit 60 beginnt da der permanente Abschied? Volksweisheiten antworten darauf nicht.
Manchmal wache ich früh auf und fühle mich atmen. Ich rieche den Morgen auf dem Balkon, liege still, höre die Stadt draußen lärmen und finde es gut, daß ich da bin. Ich habe ganz gewöhnlichen Appetit auf eine Tasse schwarzen bitteren Kaffee. Mein Mann ruft zum fertigen Frühstück. Kostbare Momente. Die passieren mir nicht mehr automatisch. Die kommen über mich wie ein Wunder. Ich kann nichts für sie tun. Vielleicht macht Alter bescheiden. Das finde ich nicht schlecht. Darin liegt auch die Chance zur Konzentration. Manchmal gelingt es mir besser als früher, mich auf Wesentliches einzulassen. Das kann Bach-Musik sein, ein Gespräch, blühende Linden unter dem milchig-grauen Himmel von Berlin. Alles Glück passiert jetzt selten. Dann aber kann ich es schmecken und auskosten. Meistens lebe ich mein ganz alltägliches Leben wie es immer war, hastig, angestrengt, wenig neugierig, trotzdem gespannt und offen für das, was kommt. Abends bleibt ein Rest, der sich nicht erfüllte. Da muß ich auf der Hut sein, nicht zu klagen. Ich neige zu Selbstmitleid. Solche Eigenarten verschärfen sich mit zunehmenden Jahren.
Wie fühlst du dich, fragt manchmal mein erwachsenes Kind und hat die Frage schon vergessen, bevor ich zur Antwort aushole. Ich bin betroffen, wie wenig ich überhaupt gefragt werde, nach Befindlichkeit, nach dem, was ich meine, denke. Oder gar, was ich will. Ich habe den Verdacht, man traut Leuten mit 60 keine Zukunft mehr zu. Die haben sie hinter sich, denkt man. Wann aber ist Zukunft zuende gelebt?
In jedem Durchschnittsdasein passieren mindesten fünf, sechs lebensbestimmende Erschütterungen, Liebe und Kinderkriegen; Abschied, Trennung, Tod. Vieles andere liegt dazwischen. Fragt mich einer nach meinen wichtigsten Daten, würde ich ganz vorn den 4. November 1989 nennen. Es war jener Tag damals – hundert Jahre her – als wir uns endlich von der eigenen Angst befreiten, auf die Straße gingen, still, entschlossen und mit wütendem Humor. Mehr Hoffnung hatte ich nie. Was dann an Unerwartetem, an Erschütterungen und Umbrüchen passierte, hielt mir die Zeit an. Ich fühlte mich, jetzt ehrlich bleiben, nicht wie 30, nicht jung, aber doch leicht und schwerelos. Die Angst war weg, die Angst auch vor dem Spiegelbild. Kein Zweifel mehr an der eigenen Kraft. Alter? Das Wort gab es nicht. Jetzt sollte passieren, wovon ich geträumt, die neuen Chancen, die grenzenlose Welt nun auch offen für mich.
Eine kurze Zeit, die ist verbraucht. Der Absturz war schrecklich. Meine neuen Erfahrungen: Mit 60 bist du ausgemustert in einer Gesellschaft, die ihre Maßstäbe nach dem Profit festlegt. Mit 60 „rechnet sich" keiner mehr, wenn du nicht Aufsichtsratsmitglied oder Politiker bist. Mit 60 übergeht dich (bis auf die dritten Zähne) sogar die Werbung, weil mit dir kein Geschäft zu machen ist. Das nagt am Selbstbewußtsein, hartnäckig und bohrend. Du bist überflüssig. Und man zeigt es dir grob. In der Straßenbahn lächelt dich keiner an, man schubst und drängelt und einen Platz macht für dich sowieso keiner frei. Du bist ein Nobody für die Gesellschaft. Ohne Zukunft, was schlimmer ist, auch ohne Vergangenheit. Die interessiert nämlich nicht mehr.
Alles, was jetzt passiert, erlebe ich doppelt stark. Meine Haut ist dünn gerieben, ganz ohne Schutz. Und manchmal denke ich, warum merkt denn das keiner? Wie kommt man jung bloß darauf, daß man im Alter alle Kränkungen leichter verwindet, daß man Leiden, weil doch geübt, jenseits der 60 behender ertragen kann?
Es ist anders. Wer schon immer sensibel war, wird es noch mehr. Wer jung . schnell beleidigt sein kann, bleibt dabei.

Enttäuschungen werden schwerer erlebt. Selbstbewußtsein ist im Alter nicht mehr aufzubauen. Ist es vorhanden, muß es gepflegt werden. Am besten von anderen, Freunden, Familie. Man soll ihnen bei passender Gelegenheit ruhig sagen, daß sie gut sind, die Alten, und manchmal fragen: „Wie geht es dir heute?" und es dann wirklich wissen wollen.
Es hat sich herumgesprochen: Die Frauen sind die Verlierer der Wende. Manchmal denke ich, die am meisten betrogenen sind die meiner Generation. Sie kam auf die Welt am Ende der Weimarer Republik, überstand Krieg und Nazizeit, räumte die Trümmer weg, die sie nicht verursacht hatte. Zu jung, um an Verbrechen beteiligt gewesen zu sein, übernahm sie dennoch Verantwortung dafür. Sie wollte alles besser machen, menschlicher. Sie lief Rattenfängern nach. Eine verlorene Generation.
Dabei hat sie sich bis zur Erschöpfung verausgabt, hat gearbeitet, gelernt, verzichtet, überanstrengt. Sie hat gehofft, manchmal sogar geglaubt, als nichts zu glauben war. Leichtfertigkeit in diesem Punkt, Dummheit kann man uns vorwerfen. Aber wir wollten sie wirklich, die Emanzipation. Wir dachten, einen Zipfel schon in der Hand zu haben. Eine Menge Irrtümer und doch kleine Triumphe, das eigene Geld, die eigene Entscheidung, ob Mann oder nicht, ein Leben mit oder ohne Kind ... Das schien mir immer beachtlich gemessen an der Generation meiner Mutter, erschreckend wenig gemessen an den Visionen einer Rosa Luxemburg.
Das heute zu wissen, macht eine Menge Schmerz. Gelebtes Leben von Fremden aus dem reichen Deutschland als sinnlos bewertet zu bekommen, kann Selbstwertgefühle ruinieren. Was aber fängt man mit solchen Menschenwracks noch an?
Also müssen wir uns wehren. Die Bilanz des eigenen Lebens selbst ziehen, das tut weh! – und über die Würde keinen von draußen befinden lassen. Wer weiß denn schon wirklich, wie es hier mit uns war? Ich habe eine Kollegin in Dahlem getroffen, die hört hin, wenn ich erzähle. Und ich frage sie, wie war es bei dir? Sich die Biographien zu erzählen, darin liegt eine Chance. Damit wir uns wirklich begegnen und über lange Zeit zueinander finden. Reden – auch von den Defiziten im Leben. Die gab es hier und gab es dort. Keiner hat dem anderen etwas vorzuwerfen und Mitleid taugt auch nicht.
Nicht gebraucht zu werden, ist für Frauen im Osten eine neue schwere Erfahrung. Sie haben fast ausnahmslos ihr Leben herumgewieselt zwischen Mann, Kindern und Betrieb. Sie wollten, was nie perfekt gelang, Fachkraft und gebildet sein, fürsorgliche Mutter, attraktive Geliebte. Sie waren überfordert. Aber: man rief nach ihnen, suchte sie. Jetzt, quasi über Nacht, passierte das Aus. Keiner will die über 60 mehr. „Du hast doch deine Rente, sei froh" so der magere Trost. „Für's Nötigste reicht es." Das mag stimmen. Was aber teilt man uns denn nur zu?
Wenn denn da doch noch Sehnsüchte wären? Die Gondelfahrt in Venedig etwa, schon als Kind meine Gier, die auberginefarbene Seidenbettwäsche, das Kostüm im irren Lawendelblau; Träume, die nie erfüllbar waren im DDR-grauen, eingeschlossenen Land? Kann man nachholen, was versäumt und vermißt wurde 40 Jahre lang? Immer bleibt es bei Versuchen.
Manche, die Depressiven in meinem Alter, sagen: Für uns kam der Mauerfall zu spät. Zehn Jahre früher: Jetzt geht nichts mehr. Die große Freiheit taugt nur für die Jungen.
Ich will es nicht wahrhaben, reibe mich an der immer schneller verrinnenden Zeit. Wieder der Hang zur Hektik, die mich beherrscht, statt Muße und weiser Meditation. Sei's drum, ich muß noch einen Zipfel der bunten neuen Zeit ergattern. Den Sommerabend beim Italiener an der Ecke, die Rosen im Winter. Die riesigen Bibliotheken und ich mit mindestens zwanzig Büchern unter dem Arm.
Und dann, vor allem anderen, ist da die Familie, der Mann als Freund, Kinder und Kindeskinder. Einsam bin ich nicht. Vielleicht hat Claudia, die Tochter, recht, was will ich mehr?
Wie ich mich fühle? Mal so, mal so; mehr Schmerz sicher als Triumph. Ein andermal größere Freude als Trauer. Das Wechselspiel nimmt kein Ende. Und genau darin liegt wohl die Chance. Als würde der Stoff Leben nie zuende gehen.
Wie fühlst du dich, fragte gestern am Telefon die Tochter. „In diesem Moment gut" sage ich. Wir lachen, sind beide zufrieden mit uns. ♀

WENN ICH ALT BIN

Claudia Kleinschmidt

Philosophin

Mein Leben als Ausschnitt der unendlichen Existenz ähnelt der geometrischen Parabel, einer U-förmigen Bahn, die von links oben nach rechts oben verläuft. Ich befinde mich in der Mitte, baumle im tiefsten Punkt einer weit schwingenden Schaukel, die an langen weichen Bändern befestigt ist. Ich winke. Hallo! Es ist ganz schön hier! Ganz schön, weder jung noch alt zu sein. Ich habe Fahrtwind und atme in langen Zügen Leben ein. Bevorsteht (ich spürs noch nicht) die Aufwärtsbewegungen ins Alter hinein, hin zum Tod und über ihn hinaus in jene Gefilde, in denen ich vor der Geburt schwebte. Hinauf! Hinauf! Weiter! Weiter!

Doch nähert sich das Alter langsam und unmerklich, es kommt auf leisen Sohlen und von außen im fremden Blick auf mich.

Wenn ich an einer Frau, die ich gut kenne, plötzlich Spuren des Alters entdecke, vielleicht eine häßliche Falte am Hals oder eine fürchterliche Äderung an den Beinen, dann erfüllt mich ein leiser Schauder und Mitleid. War sie nicht eben noch schön? Das arme Fleisch. Die arme Frau. Spricht noch dieselbe Frau aus diesem Körper? Vor allem die Brüste vergehen, schöne weiche, warme Brüste, die zu herabhängenden Hautlappen werden. Es gibt kein besseres Symbol für Leben – für Vergehen.

Doch ahne ich, daß es um all das nicht geht.

Mein Freund fuhr nach Italien. Er kam in eine alte Stadt auf einen rotgeziegelten Marktplatz. Er schaute umher, da war nichts besonderes, alles sah sehr einfach aus. Aber wie dieser Platz angelegt war, wie sich die Häuser in einem Bogen um ihn herum aufbauten, und in welch einer sanften, wohlberechneten Steigung er sich zum Rathaus wie eine Schale hochzuwölben schien. Er stieg auf den Kirchturm und blickte hinunter auf den Platz, über die alten Ziegelhäuser in die Landschaft ringsumher. Wie die Stadt in dieser Landschaft lag und wie der Platz in der Stadt lag. Da gingen, standen, sprachen Menschen, da waren Geschäfte, bunte Markisen, Gemüse, Fleisch, Brot, Käse. Er mußte weinen. Ein Wort begann in ihm zu pochen: Renaissance, Renaissance. Er war in eine andere Zeit gefallen, oder: ihr Geist hatte ihn ergriffen.

Er wußte nicht, wo er sich befand. Niemand hatte ihm etwas erklärt. Er war nicht informiert. Er war kein Tourist und staunte nicht. Er war einfach anwesend. Wie die Häuser, der Platz, die Hügel, die Täler, das Grün und die Menschen. Er war darin. Nichts weiter. Er war sehr ruhig und froh und fühlte sich verwandelt. Er fühlt sich bis zum heutigen Tag verwandelt.

Meine Angst, wenn ich alt bin: Daß etwas aufhört. Daß sich hinter dem Wissen kein neues Wissen mehr öffnet, daß hinter dem Bewußtsein kein Licht mehr ist, daß sich meine Liebe nicht mehr wandelt in immer neue Arten zu lieben. Daß etwas in mir erstarrt. Daß ich bitter bin. Daß meine Erwartungen an die Menschen nicht aufhören.

Wenn ich alt bin, werde ich vielleicht nur noch einen einzigen Zahn haben. Mein Leben wird beschwerlich sein, die Kräfte haben mich verlassen – und die Säfte. Die Menstruationen sind lange vergessen, mein Geschlecht wird rissig, wenn ich alt bin, wird meine Haut trocken sein und mich wie eine blutlose, schlaffe Hülle umgeben, durchzogen von feinen Linien und Klüften wie Reptilhaut oder die Haut an den Füßen großer Vögel.

Wenn ich alt bin, werde ich von phänomenaler Häßlichkeit sein.

Vielleicht werden mir die schlaffen Lider über die Augäpfel rutschen, wie ja überhaupt die ganze Haut der Schwerkraft folgt, nicht nur die Brüste, ach, alles rutscht in die Tiefe. Und ich werde, wie

eine mir bekannte alte Dame die Lider mit einem Stückchen Leukoplast an meiner Stirn befestigen müssen, um sehen zu können tagsüber.
Wenn ich alt bin, werde ich einen Herd haben, in dem ich Holz verbrenne.
Wenn ich alt bin, wird ein Hund bei mir sein.
Wenn ich alt bin, bin ich klein und werde übersehen. Dann stehe ich unter meinem Alter wie unter einer Tarnkappe und spähe. Was treibt die Welt?
Wenn ich alt bin, werden all meine Kontrollinstanzen gestorben sein. Die Eltern, der Staat der Jugend. Die Dämonen durchschaut. Was wäre zu verlieren, was noch zu bestehen? Ich kann seelenruhig ungehemmt sein. Ich kann wählen. Die Anarchie, das Böse, den Tod.
Niemals werde ich wissen, wie es ist, ein Mann zu sein, doch wenn ich alt bin, werde ich wissen, wie es ist, keine Frau zu sein.
Vielleicht aber werde ich mein Geschlecht nicht aufgeben und eine wundersame Frau sein, die sich in den Farben eines prachtvollen Kanarienvogels kleidet, bunt geschminkt, lustig und charmant ist und die mit allen redet. Eine Frau, die mitmischt, eine Frau, die ganz durchlässig ist. Eine Frau, die aus der Haut gefahren ist am Ende und noch im Leben. – Aus jeder Haut läßt sich fahren.
Schließlich werde ich in einem weißen Zimmer liegen und wissen: Draußen ist das Leben. Dann werde ich keine Sehnsucht mehr nach dem Leben haben.
Wenn ich alt bin, bin ich nicht mehr jung.
Vielleicht liege ich auch unter einem blühenden Apfelbaum und mag den Apfelbaum. Die letzte Eröffnung: Das Leben war gar nicht so schlimm. ♀

HERBST IST DA, KÜHLER WEHT DER WIND

Gabriela Seibt
Soziologin

Den Herausgeberinnen Dölling, Kuhlmey-Oehlert und Seibt ist es mit den Tagebüchern von Frauen aus dem Herbst 1990 „Unsere Haut" gelungen, für den Zeitraum von drei Monaten bis zur Wiedervereinigung das individuelle Leben einzelner Frauen öffentlich zu machen. Hier werden die sich ständig wiederholenden täglichen Unsäglichkeiten festgehalten, werden die Diskussionen in den Familien verfolgt und kann an der Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit teilgenommen werden. Es treffen unterschiedliche Temperamente, verschiedene Sozialisationen, vielschichtige Lebenserfahrungen aufeinander. Laut ist ihre Angst um den Arbeitsplatz. Beredtsam ihre Unsicherheit, fast ängstlich der Umgang mit dem „neuen Geld". Die Frauen der veröffentlichten acht Tagebücher haben eins gemeinsam. Mit einem weinenden und einem lachenden Auge sehen sie am Tage der Vereinigung Deutschland zu.(die Red.)

Marlene M. ist 51 Jahre. Sie ist verheiratet, hat zwei erwachsene Töchter und lebt mit ihrer „Großfamilie" in einem eigenen Haus in einem Dorf in der Lausitzer Landschaft. Marlene M. unterrichtet SchülerInnen in einer nahegelegnen Kleinstadt in Deutsch und Musik. Vor der Wende hat sie auch Staatsbürgerkunde gelehrt und war Parteisekretärin an ihrer Schule.
Marlene M. hielt bisher für sich Erlebnisse aus dem schulischen und familiären Bereich fest, um sie bei geeigneten Anlässen vorzutragen.
17.6.1990
„Die Ereignisse im Jahre 1953 im Film, in Zeitungen unter anderer Sicht gelesen, weil andere Inhalte arüber angeboten werden. Es ist bitter und verursacht mir neuerdings wieder Magenkneifen. Oder ist es der starke Bohnenkaffee? ... Heute, am Freitag kann ich bereits gelassen über das schreiben, was mir am Montag passiert ist. Vor dem pädagogischen Rat wird ein Gremium gewählt, in dem Lehrer/Erzieher der Schule wirken sollen: Bald wie Gewerkschaft, aber doch keine Gewerkschaft (die es vielleicht bald nicht mehr gibt.). Jeder schreibt sechs Namen auf einen Zettel. Dann wird öffentlich an der Schultafel ausgezählt. M: null Stimmen. Während der Stimmauszählung, die betont humorvoll behandelt wurde, verlor ich fast den Boden unter den Füßen. Ich fühlte fast greufbar den Frust, die Schadenfreude, vielleicht auch schon Haß. Ich ermahnte mich immer wieder zum sachlichen Mitdenken, glaubte ich doch, daß von meinem Gesicht Gefühle und Gedanken abzulesen waren. Als dann einige Diskussionen im pädagogischen Rat wie eh und je verliefen: Es müßten alle auf die Erhaltung der Schulordnung achten; die Stühle und Tische sollten nicht ständig umgestellt werden; Neues ja, aber nicht um jeden Preis, z.B. wenn eine undiziplinierte Klasse, dann frontaler Unterricht; verlor ich den Mut, mich zu äußern. Wen hätte das interessiert, z.B. schulkranke Kinder – wie wir dieser Sache gemeinsam begegnen könnten. Aber, wer will denn mit mir gemeinsam an einer Sache arbeiten? Ganz schlimm war für mich am Dienstag früh

der Gang zur Schule. Ich wollte nicht hin. Ein Anruf: Mir geht's nicht gut oder so. Aber dann siegten die Beine über das Gefühl, trugen mich hin. Welche Blicke von unseren technischen Kräften? Waren sie informiert? sah ich bereits Gespenster?

chen, habe dann aber der Sekretärin, die mich zu kennen scheint, Bescheid gegeben: Existenzangst – Frust über die Vergangenheit – ohne geistige Partnerschaft bin ich unbrauchbar für diese Partei, also warum Mitgleid sein?
Bevor ich ich aufs Rad gesetzt habe, mit

Ich muß mich ganz toll an den jeweiligen Gegenstand klammern, mit dem ich gerade zu tun habe. Ansonsten stürze ich mich mit meinen negativen Gefühlen und Gedanken ab. Ich trage eine Entscheidung vor mir her, die jetzt im Moment des Aufschreibens bereits getroffen ist.
Heute vormittag, 29.Juni 90, habe ich im PDS-Kreisvorstand die Streichung meiner Mitgliedschaft veranlaßt. Ich wollte mit mit keinem über meine Gründe sprechen, habe dann aber der Sekretärin, die mich zu kennen scheint, Bescheid gegeben: Existenzangst – Frust über die Vergangenheit – ohne geistige Partnerschaft bin ich unbrauchbar für diese Partei, also warum Mitgleid sein?
Bevor ich ich aufs Rad gesetzt habe, mit Helmut über Sinn und Zweck/Freiheit oder Mut/berufliche Probleme (Berufsverbot in Deutschland) gesprochen. Er hat mir geraten, diese Entscheidung zu treffen. Dafür bin ich ihm dankbar. Es ist im Moment für mich ganz wichtig, wer mir was sagt. Zu verzagt reagiere ich auf alles. Ich nehme mich nicht für voll. Dabei weiß ich, daß Selbstvertrauen der beste Ratgeber in der Lebensführung ist.
Freude: In diesem Moment bringt Christine einen Eimer mit Süßkirschen. Sie gibt schon ohne Kirschen Kraft und Mut! Wie habe ich ragiert: Die ersten DM, nämlich zwei, hat die fleißige Kirschenpflückerin in ihre „verschmutzten" Hände bekommen. Ich habe mich mit ihr über ihre Freude gefreut.

Unsere erste Begegnung findet vor dem Dorfklub statt. Wir sind beide überrascht. Sie hatte wohl eine „ältere gestandene Wissenschaftlerin" erwartet. Ich hatte die Vorstellung einer stabilen, starke Frau. Schmal, zart, fast jungenhaft und attraktiver, als sie sich selbst beschrieb – so ist mein erster Eindruck. Angestrengt und abgespannt wirken ihre Gesichtszüge. Ich erlebe sie einige Minuten im Gespräch mit Dorfbewohnern. Es geht um die Versorgung der Alten. Mit leiser, beredter, fast predigender Stimme wirbt sie um Einsichten und um die Mitarbeit der anderen. Marlene M. sagt von sich, sie sei eine Moralistin. „Ich mußte mich Zeit meines Lebens tüchtig anstrengen", beginn sie die Erzählung ihrer Lebensgeschichte, die lang wird. Als älteste Tochter einer siebenköpfigen Arbeiterfamilie mußte sie früh lernen, Pflichten zu erfüllen und Neigungen hintenan zu stellen. Der Vater – autoritär und lebenslustig – wollte aus ihr etwas besonderes machen. Marlene M.s Leben – das ist vor allem Arbeit und Anstrengung. Alles wollte sie gut machen, alles sollte gelingen. Sie wird Heimerzieherin, Hortnerin, dann, über postgraduale Studien Lehrerin für die Unterstufe, danach für die Oberstufe. Sie heiratet ihre erste Liebe und zieht zwei Töchter groß. Sie baut ein Haus ... Die DDR, das ist für sie das Land, in dem sie als Arbeiterkind höhere Bildung erwerben konnte. Bildung – das bedeutet für Marlene M. das Aneignen und Genießenkönnen kultureller Güter, was ihr sonst – so nimmt sie an – wohl ver-

sagt geblieben wäre. Bildung ist auch sozialer Aufstieg, ermöglicht durch die „Macht der Arbeiter und Bauern". Diese hat sie erfahren, als ihr der Platz an der Erweiterten Oberschule zugesprochen wurde, den ein Unternehmerkind dafür nicht bekam.
Für Marlene M. gibt es nur schwarz oder weiß, dafür oder dagegen. Mit jungen Jahren ist sie Parteisekretärin in ihrer Schule geworden und ist es geblieben. Die großen Zweifel kamen nie, aber die kleinen. Marlene M. hat diese nach oben vermittelt, nach unten hat sie laviert. „Wenn ich schon für mich so'n Mißtrauen habe, dann habe ich mir gesagt, das darf sich eventuell noch der andere Fünfzigjährige leisten, aber unsere jungen Genossen nicht. – Das ist natürlich Mist gewesen."
Die Wende ist für sie eine Revolution, herbeigeführt vor allem von den Jungen. Ihre Biografie erfährt einen Bruch. Marlene M. ist nicht ungeübt in Selbstzweifeln, doch diesmal ist der Druck von außen so massiv, unvorhergesehen, ungewollt und in Bereichen, in denen sie sich über lange Jahre Anerkennung und Bestätigung erarbeitet hat.
„Aufgearbeitet ist sowieso noch nicht", meint sie nach einem längeren, leise gesprochenen Nachdenken über ihre Tätigkeit als Parteisekretärin. Während des vielstündigen Gesprächs – wir haben uns ein zweites Mal getroffen – interessiere ich mich natürlich besonders für ihre politische Identität(skrise). Wir meinen beide ihre Arbeit als Parteisekretärin, ich meine – stärker als sie – auch ihre Arbeit als Lehrerin. Sie ist auf der Suche nach einer Erklärung ihrer bis zum Schluß währenden Loyalität: selbstkritisches Analysen wechseln mit Phasen der Verteidigung oder Rechtfertigung, letztere vor allem begründet mit persönlicher Redlichkeit und Ehrlichkeit. „Es war die Arbeit, die mich geleitet hat, und niemals die Phrase" – dieser Satz könnte vielleicht die eigene Bewertung ihres politischen und beruflichen Selbstverständnisses zusammenfassen. Dem Antrag von Marlen M. auf Versetzung in eine andere Schule ist entsprochen worden. Ihre erste Enttäuschung darüber, daß es eine Gesamtschule ist, hat inzwischen der pragmatischen Zielstellung Platz gemacht, den Unterricht überhaupt „durchzustehen". Marlene M. zählt zu den „gestandenen LehrerInnen." Das heißt in ihrem Verständnis: sich durchsetzen zu können mit ihren Vorstellungen von Disziplin und der inhaltlichen Gestaltung ihres Unterrichts. Jetzt fürchtet sie, das bei ihren neuen SchülerInnen nicht mehr zu schaffen. Ihre Kräfte, meint sie, sind weniger geworden; viele der neuen Anforderungen empfindet sie als zu groß für sich. Sie scheint das – vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben – zu akzeptieren.
(„Unsere Haut", Dietz Verlag Berlin, 1992, 29.80 DM)

Prof. em. Dr. Herta Kuhrig
Soziologin

EINFACH ABGESCHRIEBEN (?)

Einige Überlegungen zum Umgang der Frauengenerationen miteinander, besonders hier und heute

„Wenn Du nicht alt werden willst, dann mußt Du jung sterben" – dieser Satz meiner Großmutter (56 Jahre älter als ich) – kam mir schon oft in den Sinn. Sie hielt ihn mir wohl immer dann entgegen, wenn sie den Eindruck hatte, daß ich mich in kindlicher Unbefangenheit oder gar Unverstand oder im unreifen Übermut über vermeintliche Altersschwächen lustig machte. Er drängte sich mir hoffentlich auch dann auf, wenn ich schon im reiferen Alter auf Ältere intolerant, mit Unverständnis reagierte. Und heute erinnere ich mich daran, wenn ich im Umgang mit Jüngeren das Empfinden habe, daß ich nur deshalb nicht verstanden oder nicht akzeptiert werde, weil ich – Jahrgang 1930 – die 60 überschritten habe und daraus Inkompetenz abgeleitet wird. Dabei versuche ich, mich zu meinem Alter zu bekennen, mir nicht zu wünschen, nochmal jung zu sein. Ob es mir immer gelingt, sei dahingestellt.
Woran liegt es denn, daß wir uns als Kind so sehr wünschen, erwachsen zu werden und daß wir uns dann als junge Frauen so selten darüber freuen, wenn wir älter werden, den 30., oh Schreck den 40. Geburtstag feiern und welch Graus, dann gar auf die 50 zu gehen. Heute sind die Befürchtungen allein deshalb verständlich, weil die Chancen in der freien Marktwirtschaft proportional mit dem Älterwerden sinken. Jugendkult ist angesagt. Ganze Industriezweige und Dienstleistungsbereiche leben davon, sich als Jungbrunnen anzupreisen. Jung (und möglichst attraktiv) und dynamisch ist gefragt – ein Blick auf die Arbeitslosenstatistik und auf die Stellenangebote in jeder beliebigen Zeitung läßt schon die 40jährige, und um wieviel mehr die 50jährige, erkennen, daß sie kaum oder gar nicht mehr gefragt ist, daß sie eigentlich zum alten Eisen gehört.

Aber Unbehagen, gar Angst vor dem Älterwerden ist nicht ausschließlich durch die aktuelle Situation hervorgebracht. Ohne an dieser Stelle durch einen tieflotenden historischen Exkurs differenziert den Beweis antreten zu können – die Ursache läßt sich wohl auf den Nenner bringen, daß die qualitativ neuen Lebensbedingungen und die Anforderungen an die menschliche Arbeitskraft, die sich seit dem Beginn des industriellen Zeitalters herausgebildet und ständig weiterentwickelt haben, den älteren Mann und noch mehr die ältere Frau an die Peripherie der Gesellschaft gedrängt haben. Gesunde, leistungsfähige, produktive, effiziente, mobile und dynamische Arbeitskräfte braucht die profitversprechende Kapitalverwertung vor allem. Eigenschaften und Kriterien, die eher von jungen als von alten Arbeitskräften erwartet werden konnten. Die menschlichen Eigenschaften und Werte, die sich im Laufe eines immer längerwährenden Lebens – die Lebenserwartung ist besonders im letzten Jahrhundert kontinuierlich angestiegen – bilden, wie Erfahrung, Besonnenheit, Harmoniebedürfnis, Ruhe und Gelassenheit waren weitaus weniger gefragt, da doch auch einhergehend mit abnehmender physischer Leistungsfähigkeit. So wurde allmählich Jungsein zum Synonym für Positives und Altsein zum Synonym für vorwiegend negativ Belegtes und ist es, allzu häufig unhintefragt, bis heute geblieben.

Die negative Besetzung des Älterwerdens und des Altseins ist für unser Geschlecht „dank" der uns im Patriarchat zugewiesenen Rolle und Funktion noch wesentlich schärfer akzentuiert. Jung und attraktiv sein, um das Gefallen der Männerwelt und einen Partner als „Ernährer" für die Ehe zu finden, die sexuellen Bedürfnisse des Mannes zu befriedigen, Kinder gebären, betreuen und erziehen, schmückendes Beiwerk auf der Karriereleiter des Mannes – unter diesen Bedingungen wurde das Klimakterium die grenze zum „Jenseits von gut und böse", kennzeichnete den Übergang vom Frausein zum Matronensein, zum geschlechtlichen Neutrum. Männer können bis ins hohe Alter Kinder zeugen, Frauen nicht ihr Leben lang Kinder gebären usw. – folglich werden Männer reifer, Frauen werden einfach alt. Mit diesem historischen Erbe im Gepäck – ist es da nicht eigentlich verständlich, daß die biologische Gesetzmäßigkeit des Alterns nicht eben das ist, worauf Frau sich freut, worauf sie mit Spannung wartet, dem sie mit positiver Grundhaltung entgegenlebt?

Natürlich war ich mit dem Zeitraffer unterwegs, habe dabei vieles vereinfacht und pauschalisiert, was eigentlich einer tiefergehenden Analyse bedürfte. Aber es soll ja nur anregen, mal darüber nachzudenken, wieviele unserer Urteile über Alter und alte Frauen sich in hohen Maße aus Vorurteilen speisen, wo diese ihre Wurzel haben – und ob wir sie uns leisten sollten, wenn wir Frauensolidarität und nicht nur eine Jungefrauensolidarität anstreben, um mit möglichst vielen Frauen für selbstbestimmtes Frauenleben das Höchstmögliche bewirken zu können.

Da wir beim Hinterfragen von Vorurteilen sind – neben den sozialen Hürden im Alterungsprozeß sind auch psychische zu überwinden. Mir fällt kaum ein weiterer Bereich ein, in dem das Fremdbild eines Individuums (mit allen begründeten Annahmen, aber auch mit den unbegründeten Vorurteilen) zwangsläufig zum Selbstbild, zum Bild vom eigenen Ich und zum Selbst wird. Ihm zu entgehen, bliebe nur die Alternative des „Jungsterbens", wie meine Großmutter mir vermittelte. Frau lernt im Sozialisierungsprozeß, daß Altern überwiegend Negatives mit sich bringt. Solange sie jung ist, versucht sie dem Bild von Jugend zu entsprechen. Wenn sie älter und reifer wird, spürt sie die Unstimmigkeiten des realen Älterwerdens mit ihrem Bild vom Alter, als es subjektiv noch das Fremde war. Sie erlebt Unerwartetes, auch den Gewinn des Älterwerdens, erlebt seelische Bereicherung und menschlichen Gewinn. Aber sie weiß um ihr Bild vom Älterwerden und Altsein – damals als sie jung war. Und sie ist sich ziemlich sicher: die heute jungen Frauen haben, um Nuancen aktualisiert, aber im wesentlichen das gleiche negative Bild vom Alter, wie sie es früher hatte. Sie spürt auch im Umgang mit Jüngeren, kann nachvollziehen, was man/frau von ihr – noch – erwartet, was nicht mehr, ab wann sie der Stempel verkalkt und starrsinnig treffen wird. Dieses Wissen um das Alter, solange es Fremdbild ist, erleichtert den realen Prozeß der Summierung der Lebensjahre nicht gerade. Zum guten Teil sitzen wir unseren eigenen Vorurteilen auf.

Da ich nun schon mal dabei bin, aus dem Schatzkästlein der/weiblicher Lebenserfahrung (oder des „AltersWach-Sinn" – so die Thematik des Heftes 33 der „beiträge zur feministischen theorie und praxis") zu schöpfen, noch die Frage: wo verläuft die Grenze zwischen „jung" Und „alt". Gibt es eine objektivierbare, mit Kriterien zu belegende, eine, die der Vielfalt der Individuen gerecht würde? Ich meine – und vielleicht doch nicht nur aus Opportunitätsgründen – eine objektive Antwort gibt es nicht. (Das von Land zu Land

divergierende Alter, das zum „Ruhestand" berechtigt, och welch ein Wort, wenn frau sich überlegt, was es buchstabengetreu aussagt, kann es kaum sein.) Meine Erfahrungen verleitet mich zu der Annahme, daß das eigene Alter als Grenze zwischen jung und alt für das Individuum bedeutungsvoll ist. Schon für die ganz Jungen und auch für die ganz schön Alten. Wie oft wird die Frage der knapp 30jährigen Mutter an die 5jährige Tochter nach dem Alter der neuen Kindergärtnerin mit der Antwort beschieden, „weiß ich nicht. och, die ist ganz alt, fast so alt wie du!". Für die 15jährigen sind die 20jährigen in der Disco uralt, die 75jährige geht zu der alten Dame zum Geburtstag, wenn sie die 85jährige besucht. Usw. Lassen wir mal die Chancen auf dem Arbeitsmarkt außer betracht: M.E. bildet das eigene Alter diese Grenze, es ist genau das Richtige, das richtige in Bezug auf das gelebte Leben, auf die gewonnenen guten und schlechten Erfahrungen, auch auf die Menschen, mit denen frau umgeht, die werden ja gleich ihr und mit ihr auch jeden Tag 24 Stunden älter, und schließlich auch in Bezug auf die Erwartungen an's weitere Leben.

Abgesehen davon, daß es ja bekanntlich junge Alte ebenso wie alte Junge und dazwischen eine breite Palette von Nuancierungen – und viele Vorurteile – gibt, habe ich mich langsam zu des Pudels Kern vorgearbeitet, eigentlich auch zum Motiv, weshalb ich der Bitte von Weibblick entsprochen habe:
Ich frage mich schon lange, ab wann ist frau zu alt für den UFV, bis wann kann sie sich von feministischen Ideen anstecken lassen? Natürlich könnte ich fragen, wie lang ist frau zu jung, denn „ganz junge" sah ich auch nicht sehr viele bei den Veranstaltungen. Welchen Packen von Erfahrungen eines Frauenlebens im Patriarchat muß Frau geladen, wieviele theoretische Denkanstöße von wem erhalten haben, um zum UFV zu kommen? Das sehe ich zwar als Problem, ist aber hier nicht mein Thema. Zurück zu der Frage, woran mag es liegen, daß so wenig Frauen meiner Generation den Weg zum UFV gesucht oder gefunden haben? Wenn ich nach den Hindernissen auf dem Weg frage, gehe ich davon aus, daß wir das eigentlich bedauern. Weit davon entfernt, eine Liste der Gründe von 1. bis 10. oder von 1. bis 13. aufmachen zu können, in aller Kürze (damit wieder nicht frei von Oberflächlichkeiten und Vereinfachung) einige Vermutungen, ein Diskussionsangebot zum Meinungsaustausch über mögliche Ursachen und wiederum: kein Rezeptangebot, sondern nur eventuelle Konsequenzen für die Arbeit miteinander.
Mütter und Töchter haben es wohl schon lange nicht mehr leicht, miteinander umzugehen, sich gegenseitig zu verstehen, sich beiderseitig Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die feministische Bewegung bleibt davon nicht ausgenommen – in den USA, in der ALT-BRD wird das längst reflektiert, interessante Bücher gibt es darüber. Mütter sind nicht frei davon, die Töchter nach ihrem Bild formen zu wollen, das

können Töchter schlecht ertragen, sie wollen und müssen sich abnabeln, stellen zum Entsetzen der Mütter den Wert mütterlicher Erfahrung in Frage. Töchter wehren sich dagegen, so zu sein/so zu werden, wie die Mütter, sind auf der Suche nach ihrer eigenen Identität. Schon ziemlich wertneutrale Äußerungen der Mütter werden als unerbetene Einmischung abgetan oder zurückgewiesen. Vielleicht ist es ganz profan – vielleicht will die Töchtergeneration in der Frauenbewegung einfach Ruhe vor den Müttern haben, will gerade hier ihre eigenen Lebensansprüche verwirklichen, nach ihrem ureigenen Lebensmodell suchen und partiell auch leben? Oder heißt der Verzicht auf den Austausch der unterschiedlichen Lebenserfahrungen nicht auch, auf größere Wirksamkeit zu verzichten? Trotz aller Unterschiedlichkeit haben Töchter- und Müttergeneration nicht viel mehr gleiche Interessen, als unterschiedliche? Ein gutes Gedächtnis erleichtert gegenseitigen Umgang und Verstehen. Wenn wir uns als die Müttergeneration daran erinnern, wie wir gedacht und gehandelt haben, wie wir unsere Mütter gesehen haben, als wir die Töchter waren. Aktualisiert ja, aber nicht viel anders als wir damals unsere Mütter, so sehen uns die Töchter heute.

Mütter und Töchter – hier und heute – in den neuen Bundesländern, können sie in der feministischen Bewegung miteinander umgehen? Was erschwert das gegenseitige Verständnis? Wenn ich's doch genauer wüßte! Könnte ein differenzierender Umgang mit Geschichte ein Brückenpfeiler sein? Ob's den Töchtern gefällt oder nicht – ihr Lebensmodell, ihr Denken und Handeln bildet sich doch in der kritischen Absetzung vom Miterlebten des Mütterlebens in der Kindheit heraus. Ein Maßstab für das eigene Leben ist doch auch, ob wir – im positiven Sinn – mehr können, mehr dürfen, ob wir besser leben als unsere Mütter. Es ist schon brisant, bei all dem, was wir heute über die Vergangenheit der abgewickelten DDR wissen, kritisch aber doch wertungsfrei danach zu fragen, wie die heutige Müttergeneration als Töchtergeneration die Aufbauphase nach dem Ende des 2. Weltkrieges erlebt hat. Und zuzugestehen, daß der Weg, der sich vor ihr auftat, in der Tat scheinbar die wahre Gleichberechtigung der Geschlechter verhieß. Im Vergleich zur Generation unserer Mütter hatten wir ungleich größere Möglichkeiten, wir waren gefordert und wurden gefördert, die Chancen der Gleichberechtigung zu nutzen. Wir empfanden damals nicht den Pferdefuß „Mädchen in Männerberufe" usw., der sich mit diesem Messen am Mann verband. (Und es gab ja auch in den 50er Jahren keine feministische Literatur aus dem Westen, die uns hätte ein Licht aufstecken können, das gab's ja erst in den 70er Jahren ...) Auch schien in der Politik damals durchaus noch klar, daß die Veränderung der traditionellen Frauenrolle nur möglich ist, wenn auch die Männerrolle sich ändert (Bsp. Familiengesetzbuch der DDR von 1965). Kinderkrippen, Kindergärten, Verlängerung des Wochenurlaubs (von 6 auf 8 Wochen) war für uns keine „Muttipolitik", die uns letztlich wieder diskriminierte, sondern es waren Schritte dazu, daß wir alles können, was wir wollen (und sollen): lernen, berufstätig sein und auch den Kinderwunsch realisieren. Auch war anfangs die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit in der Politik allgemein wie auch in der Frauenpolitik nicht spürbar, wurde erst allmählich und mit der Degeneration der Frauenpolitik zur protanalistischen Bevölkerungspolitik ab Ende der 70er Jahre sichtbar. – Und da waren schon die Töchter die Betroffenen – sie hatten in der Jugend alle Bildungschancen genutzt, wollten sich beweisen, erwarteten berufliche Aufstiegschancen – und sahen sich mit den negativen Auswirkungen der „Muttipolitik" konfrontiert. Konnten sie nicht als günstige Bedingungen für die „Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Mutterschaft" erleben, sondern erfuhren sie als eine Wiederbelebung der Festschreibung der traditionellen Geschlechterrollen, sie erlebten die Erstarrung in Politik und Gesellschaft in der prägensten Lebensphase. Die hohen Erwartungen, die ihnen im Sozialisierungsprozeß vermittelt wurden, erfüllten sich nicht – Die gleichen Lebensumstände (oder doch für die Generationen unterschiedliche?) konnten unterschiedlich erlebt und verarbeitet werden. Und nicht über diese Unterschiede zu sprechen – das erschwert bis heute unser Kennenlernen und das gegenseitige Verstehen. Klar, zu all dem wäre viel mehr zu sagen, und mit Toleranz zu streiten. Das läßt sich hier nur antippen. Wäre es nicht sinnvoll, nach den Ursachen der unterschiedlichen Haltungen der Frauengenerationen zu fragen? Warum reflektieren wir bestimmte Ereignisse so unterschiedlich? Warum ist weibliche Selbstverwirklichung für die Töchter so zentral – warum für die Mütter fast ein Fremdwort? Warum fällt es unserer Generation so schwer, sich feministischer Gesellschaftskritik zu öffnen? Ist es den Frauen, die bereits das große Einmaleins des Feminismus beherrschen (und gar schon dessen Identitätskrise ausmachen können) möglich, das Anliegen feministischer Kritik und feministischer Bewe-

gung „rüber zu bringen"? Rüber zu bringen zu den Frauen, die meinten, als Erste den Weg beschritten zu haben, der zur sozialen Gleichheit der Geschlechter führt, die dachten, sie hätten damit auch ihren Töchtern den Weg ein Stück weit geebnet, und denen man beigebracht hatte, daß die „Frauenfrage" nur in Solidarität mit dem Manne zu lösen ist? Der Frauengeneration, die selbstbewußte Frauen waren, aber ohne sichtbare Spur von Frauenbewußtsein – und die doch wußten, daß sie als „Gretchens rote Schwestern" von Westfrauen bewundert und z.T. beneidet wurden. Das, was sie sich unter harten Mühen als Basis ihres Selbstbewußtseins errungen und erarbeitet hatten – ökonomische Unabhängigkeit vom Mann, gute berufliche und fachliche Bildung, Berufstätigkeit usw. – das wurde ihnen seit der Wende als den Händen „gewickelt", die Zukunftschancen sind düster. Habe ich falsche Erfahrungen gemacht, feministisches Anliegen nicht verstanden, wenn ich denke, daß Feminismus gerade auch für sie ein Stück praktischer Lebenshilfe sein kann, wenn frau weiß, was „die Männerwelt" im innersten zusammenhält und sich dagegen zur Wehr setzen lernt, dabei Frauensolidarität erfährt, und. und. und.
Weil ich die Frage: „einfach abgeschrieben?" nur allzu gern mit einem klaren Nein beantworten möchte, habe ich ein paar von den Problemen aufgeschrieben, die mich in diesem Zusammenhang bewegen. Es geht mir um's gegenseitige Kennen- und Verstehenlernen, um's bessere. Falls die eine oder andere Tochter es als belehrend empfinden sollte – soll sie es. Es ist nun mal der Mütter Art! in 15, 20 Jahren denken Eure Töchter vielleicht ähnlich. So reiht sich Glied an Glied der Kette, sich aneinander reibend und reihend. ♀

Marinka Körzendörfer
Journalistin

FÜR FRAGEN IST ES ZU SPÄT, BLEIBT ALSO DIE UHR?

Freundinnen hören mich manchmal von Gertrud sprechen. „Das hat Gertrud gesagt, das hab ich wohl von Gertrud" und ähnliches. Oft wurde ich schon gefragt, wer denn Gertrud sei; denn gesehen hatte mich mit ihr kaum eine. Dies ist auch nicht verwunderlich, denn Gertrud wohnte in Schweinfurt, einer kleinen Stadt in Oberfranken kurz unter Thüringen, die schon damals in der BRD lag, und ich lebte schon immer in Ostberlin. Gertrud ist 1980 gestorben, ein halbes Jahr bevor sie 79 werden konnte. Sie ist meine Oma.
Wir haben uns nicht oft gesehen, höchstens ein bis drei Wochen alle Jahre bis auf ihre letzten. Da war sie schon zu krank zum fahren und die Mauer stand noch. Wenn wir sie vom Bahnhof Friedrichstraße abholten, warteten wir oft fast bis zum nächsten Zug. Gertrud hatte sich mal wieder mit den Zöllnern, meist den Zöllnerinnen angelegt. ‚Die seien ja so was von giftig.' Mit Gertrud hätte ich nie Literatur durch die Mauer bekommen. – Naja, mit mir auch nicht. –
1987 stand ich mit einem Reisepaß in meiner Tasche das erstemal an ihrem Grab – meine Tante hatte noch ganz irritiert gefragt, was ich am Grab wollte (‚Siehst doch nur ein Stein.'). Ich habe den Stein fotografiert und dort gesagt: „Wenigsten eine schönen Ausblick hast du hier, Gertrud." Ich mein', sie hätte es auch so gesagt.
Das war mein Abschied von ihr, der äußerliche Abschied. Da ist sie immer noch. Sei sie nur hörbar in den Sprüchen, die auch andere von ihren Großmüttern übernommen haben. An den, den ich noch von keiner anderen gehört habe: „Unters Auto darfst Du kommen, aber nicht unter den Fahrer." habe ich

mich gehalten. Es müßte bei mir schon mindestens eine Fahrerin sein.
Bei Gertrud habe ich meine ersten Klöße mit Fleisch gegessen und von ihr das einzigemal einen „Arschvoll" bekommen. Ich weiß nicht mehr warum, aber ich habe noch das Foto als Dokument davon; sonst hätte Gertrud es sowieso abgestritten. Doch hatte sie auch die Ruhe weg und schimpfte halt nicht so schnell los. Als neben ihrem Sessel die Lampe, die ich heruntergerissen hatte, niederging, meinte sie nur, daß ich ja wohl die Scherben beiseite räumen müßte und döste weiter. Mit ihr konnte ich früh um fünfe von Bett zu Bett Ball spielen, bis uns die MitbewohnerInnen des Ferienheimes auf die Wiese trieben. Kamen wir in eine Gaststätte, die fast leer war – das kam auch in der DDR zu manchen Stunden vor – setzte Gertrud sich gegen unser Widerstreben an den einzig nicht leeren Tisch und fing sofort ein Gespräch an. Oh, wie peinlich dann ihre laute Bemerkung zu mir über den jungen Mann am Tisch: „Ist doch ein sauberes Bürsch'le". Meine größte Gemeinsamkeit mit dem anderen „Opfer" bestand darauf wohl in dem hochroten Kopf. Gertruds ungenierte Kommunikationsfreudigkeit ließen uns selbst die Straßenseite wechseln. Gertrud quatschte eigentlich alle an. Mit zunehmenden Alter stelle ich bei mir fest, das ist weder schwer, noch mir jetzt peinlich; ich mache es mehr und mehr selbst.
Noch eine Eigenheit habe ich wohl von ihr, die Vorratswirtschaft. Zu DDR-Zeiten fast notwendig, ist sie mir auch in Bundesdeutschland nicht abhanden gekommen – eben in Fleisch und Blut übergegangen. Gertrud hatte zwei Kriege miterleben müssen. Sie wußte, wie es ist, wenn es nichts gab. Wenn ich auch das absolute „Nichts gibt es und wer weiß wann überhaupt wieder" nie erleben mußte, ich habe immer ein Vorrat an Lebensmitteln, Kosmetika, geschmuggelten Zigaretten ... Es könnte ja sein, daß ... Eine andere Sache von ihr, die politische Grundhaltung, habe ich nur teilweise übernommen. Irgendwie Rot waren und sind wir beide, schon von der Familie her. Gertruds Vater, mein Urgroßvater, war Setzer, in der SPD und für diese Partei noch vor dem Ersten Weltkrieg Stadtrat. Wenn Gertrud schon mal wählen ging, dann SPD. (Mein Wahlverhalten unterliegt dem Datenschutz, wird aber garantiert nie rechts drunter, eher irgendwannmal beim Nein liegen.) Zu einer damaligen schuleuphorischen Äußerung ihrer Tochter zur Nazizeit sagte Gertrud nur: „Leck mich doch mit deinem Hitler hier." Ich wußte schon als kleines Mädchen, daß sie die Nazis nicht gemocht hatte und verstand es deshalb überhaupt nicht, daß sie sich mitten im strömenden Regen lange weigerte, in einen Jeep der sowjetischen Armee einzusteigen, der uns in unser Ferienheim fahren wollte. Für mich waren die sowjetischen Soldaten Freunde, was wußte ich von Gertruds Erlebnissen.
Eigentlich habe ich nur eine schwache Erinnerung an Gertrud. Um sie richtig zu fragen, war ich zu jung. Als sie noch lebte, hatte ich nicht meine heutigen Fragen.
Gertrud ist meine Oma. Seit ich von ihrem Tod weiß, trage ich ihre Uhr, die damals schon über zwanzig Jahre alt und noch nie kaputt war. Ich lege Gertruds Uhr auch Nachts nicht ab. Manchesmal beschwert sich eine Frau, weil Gertruds Uhrenarmband in ihrem Haar hängen bleibt. ♀

BEGEHREN

Esmeralda Zettl
Bibliothekarin

Ich traf die Frau hin und wieder, meistens schenkte ich ihr aber keine besondere Beachtung. Was mir an ihr auffiel, war ihr dicker Bauch. Nein, sie war nicht schwanger und auch ansonsten nicht dick, nur eben ihr Bauch.
Was mag sie darin vergraben haben? Ihre geheimen Sehnsüchte, ihre heißen Begierden?
Ich kann kein Alter schätzen, für mich sah sie aus wie um die Fünfzig, aber es stellte sich heraus, daß sie schon über Mitte sechzig war.
Eines Tages kamen wir – entgegen meinen Erwartungen – ins Gespräch. Ich hatte das Gefühl, daß sie gern viel trank – was sich bestätigte – und unser Gespräch kam auch nur durch die enthemmdende Wirkung des Alkohols zustande. Ich nahm an, daß sie aufgrund ihrer schlechten Ehe Zuflucht im Alkohol suchte.
Aber sie suchte nicht nur Zuflucht, sie suchte Erlösung. Erlösung von ihrer sexuellen Lust.
Ich hatte schon früher einmal gehört, daß sie in Kneipen ging, um sich einen Mann fürs Bett zu suchen. Ehrlich gesagt, ich konnte die Entrüstung des Erzählers nicht teilen. Warum soll eine Frau sich nicht einen Mann für eine Nacht nehmen. Wenn klar ist, was man von einander will und nicht erst einen Berg von Liebesbezeugungen – die

meist eh erlogen, für die eine Nacht erfunden sind – voran stellt, kann sowas eine prima Sache sein. Aber da SIE das tat, war es natürlich nicht richtig. Nur Männern wird im allgmeinen das Recht zugestanden, sich die sexuelle Begleitung auszusuchen, zu nehmen. Nicht nur, daß die Frau schief angesehen wurde – eine Frau in der Kneipe, pfui Teufel – sie selbst hatte auch Schwierigkeiten mit sich, DAMIT. In ihren Moralvorstellungen war die bloße Lust schon schlimm, Selbstbefriedigung kam wahrscheinlich nie in Betracht – wenn sie es als Mädchen natürlicherweise probiert hat, war bestimmt sofort der Teufel im Anmarsch.

Es war also nicht das, was gemeinhin als Einsamkeit bezeichnet wird, was sie umtrieb. Es war ein Verlangen nach Mann, nach Sexualität, das sie aber nicht befriedigen konnte, durfte. Sie war befangen in den gelernten Moralvorstellungen und Verhaltensmustern, in denen Lust und die Befriedigung eigener Wünsche und die sexuellen Bedürfnisse einer Frau schon gar nicht vorkamen. Sie aber hatte einfach wahnsinnige Lust auf Sex, aber was tun, wohin, wenngleich sie aber nicht gewillt war, ihre Lust ständig zu ignorieren.
Aber sie war auf diese ihre Wesensseite nicht vorbereitet, damit konnte sie nicht umgehen.
Da man in unserer Kultur Alkohol eher kennenlernt als die eigenen Wünsche und Sehnsüchte, nahm sie ihn, um die Lust und die Scham zu besiegen. Doch letztendlich nutzte er nichts.
Nach den ersten zwei, drei Gläsern wuchs die Lust ins Unermeßliche, dann schnell noch ein Glas und noch eins und noch eins, sich nur nicht dieser Lust hingeben, nichts mehr von ihr und der Scham spüren müssen. Irgwendwann dann machte sie der Alkohol endlich müde.
Eigentlich hätte sie nach der Scheidung gern wieder mit einem Mann richtig zusammengelebt, doch sie hatte nicht das rechte Glück. Die Männer, die sie kennenlernte, waren ihr zwar nicht abgeneigt, hatten aber noch eine „eigene" Frau, von der sie sich nicht trennten.
Ein solches Verhältnis wiederum konnte sie auf Dauer nicht ertragen, sie wollte nicht immer nur die Geliebte sein, die auf ihn zu warten hat und nur dran ist, wenn er das so will. Dann lieber in die Kneipe, selbst aktiv werden. Doch das hat sie auch nicht ausgehalten und in ihrem Gesicht sehe ich die Zerrissenheit ihrer Seele.
Doch jetzt, heute: der Mann, von dem sie sich vor rund 20 Jahren hat scheiden lassen und der wieder verheiratet ist, kommt hin und wieder zu ihr. Sie machen sich „auf ihre alten Tage" ein paar schöne Stunden – im Bett, mit Sex. Eigentlich wollte ich es anfangs nicht so richtig glauben – so alt und immer noch soviel Lust?
Sie schämt sich heute nicht mehr so sehr wegen ihres Verlangens und hin und wieder greift sie noch zum Alkohol, doch längst nicht mehr in früheren Mengen.
Naja, so richtig darf das natürlich niemand wissen, das mit ihrem geschiedenen Mann und überhaupt und was sollen denn die Leute denken … Aber warum eigentlich nicht?!

Noch einige Fakten!
Aus Untersuchungen in deutschsprachigen Ländern geht hervor, daß nur 26% der über 60jährigen befragten Frauen sexuell aktiv sind. Als Hauptursache wird das Fehlen eines Partners benannt. Rund drei Viertel der über 60jährigen Männer sind verheiratet, dagen haben nur ein Drittel Frauen diesen Alters einen Ehemann. Die Hälfte aller Frauen über 60 ist alleinstehend. Altersforscher meinen, daß sich in den vergangenen Jahren ein entspannteres Verhältnis zur Sexualität entwickelt hätte. Die heute 55jährigen haben weniger Angst vor der Erfüllung ihrer sexuellen Wünsche.
(die Red.)

Dr. Marion Michel
Sozialwissenschaftlerin,
Institut für Sozialmedizin
der Uni Leipzig

ALTENPFLEGE

Eine Aufgabe, die nach wie vor in erster Linie von den Ehefrauen, Töchtern, Schwiegertöchtern und von den Müttern erbracht wird. Familienpflege ist also eigentlich Frauenpflege. Wie neuere Vergleichsstudien belegen konnten, gibt es jedoch graduelle Unterschiede in der Beteiligung der Männer an Pflegeleistungen. Im Osten packen Ehemänner und Söhne öfter zu, erfolgt Familienpflege stärker aus innerer Überzeugung denn aus äußerem Druck als im Westen. Trotz hoher Frauenerwerbstätigkeit in der DDR erfolgte diese oft komplizierte Tätigkeit, zu wenig öffentlich beachtet und gewürdigt, zu häufig mit pauschalen Schuldzuweisungen an die „nichtpflegewilligen Familien", ohne nach den Gründen zu suchen, warum manche Familie, d.h. Frau, keine Pflegeleistungen erbringen konnte. Diese Erscheinung hat sich bis heute nicht verändert, auch heute appelieren Politiker an die familiale Solidarität und die Notwendigkeit, alte und pflegebedürftige Menschen in der Familie zu versorgen oder verstärkt Nachbarschaftshilfe zu leisten. Frauenministerin Rönsch fordert sogar, SozialhilfeempfängerInnen beispielsweise als Hilfskräfte in der Kindererziehung, Kranken- und Altenpflege einzusetzen, um ihnen „die Suche nach einem Arbeitsplatz zu erleichtern". Die Frau als geduldige, aufopferungsvolle, ewig präsente Hilfskraft? Pflegetätigkeit ist hochqualifizierte Arbeit.
Sehen wir uns die Altersgruppe der 40 – bis 60jährigen an, also eine Altersgruppe, die in besonderer Weise von Arbeitslosigkeit betroffen ist. Dabei kommt für diejenigen, die in den Vorruhestand gedrängt wurden hinzu, daß sie ihre eigenen KInder noch ohne die weitreichenden sozialpolitischen Maßnahmen der 70er Jahre neben Berufstätigkeit und Weiterbildung aufgezogen haben, die in späteren Jahren den Arbeitszeitausfall junger Mütter kompensierten und die heute meist unfreiwillig in den Vorruhestand gedrängt werden. Sie überlassen Jüngeren das Feld, da sie selbst wenigstens materiell abgesichert seien. Frauen, die noch erwerbstätig sind und Pflegeaufgaben zu erfüllen haben, finden nach eigenen Aussagen weniger Verständnis seitens der Arbeitgeber für eventuell entstehende Ausfallzeiten.
Als „Trost" für die geringe finazielle Absicherung wird gegenwärtig in Sachsen

eine Aktion „55" gestartet, nach der VorruheständlerInnen für eine Aufwandtsentschädigung von 200,-DM pro Monat ehrenamtlich Nachbarschaftshilfe leisten „dürfen". Frauen, die selbst in der Altersgruppe über 50 noch Umschulungsmaßnahmen zur Altenpflegerin wahrnehmen, haben hingegen nur geringe Aussichten auf einen Arbeitsplatz. Einrichtungen suchen infolge ihrer angespannten Finanzlage nur „Helfer", kein ausgebildetes Fachpersonal!
Ein weiterer Problemkreis wäre anzusprechen, der ältere Frauen in besonde-

rer Weise betrifft: In verschiedenen Studien, die an unserem Institut vor und nach der Wende durchgeführt wurden, konnten wir den hohen Stellenwert der Familie für ältere Menschen feststellen. Dabei dominierte gegenseitige Hilfe und eine Form des Zusammenlebens. Die als „Nähe auf Distanz" bezeichnet wird. Jetzt verlassen nach wie vor junge Familien den Osten, um im Westen einen Arbeitsplatz zu suchen. Damit verschlechtern sich die Bedingungen für gegenseitige Hilfe und generative Unterstützung. Auffallend auch, wie ältere Menschen, für die Arbeitslosigkeit kein Thema mehr ist, in ihrer Befindlichkeit negativ beeinflußt werden, sobald ihre Kinder arbeitslos sind. Und schließlich sei ein letzter Gedanke aufgeführt, alte Menschen, auch hier wieder besonders Frauen, scheuen sich davor, ihnen zustehende Sozialhilfe in Anspruch zu nehmen. Einerseits können sie es nicht akzeptieren, daß ein so langes Arbeitsleben nicht für den Lebensunterhalt im Alter genügen soll. Andererseits haben sie Angst, ihre Kinder könnten damit zusätzlich belastet werden. Sicher besteht hier Unkenntnis über anzurechnen des Einkommen der Kinder. Jedoch ist es ein neues Phänomen für ostdeutsche Senioren und es wird als demütigend empfunden. Daraus resultiert natürlich die übermäßige Angst der alten Menschen vor jeder Preiserhöhung, die Angst den Wohnraum nicht mehr finanzieren zu können, daß Geld für ein eigenens Grab nicht mehr zu haben. Aber alte Menschen beginnen sich auch im Osten in Selbsthilfegruppen zu vereinigen und ihrem Leben einen neuen Inhalt zu geben. (In Leipzig die „Graue Löwen", hier stehen aktive Frauen an der Spitze, die Partei „Graue Panther", von denen es z.B. in Ostberlin ein Regionalbüro gibt).

Annette Männel

Red. Weibblick

MINIATUREN AUS EINEM ALTERSHEIM – DAMALS IN DRESDEN

Der lange kahle Gang. In der Mitte stand ein kleiner runder Tisch. Darauf Blumenvasen. Grünpflanzen waren auf den Zimmern verboten. An der Wand aneinandergereihte blassgelb geflochtene Polsterstühle, Die Wand war ausgerechnet lindgrün gestrichen. Es roch immer nach Desinfektionsmittel und Essen. Am Fenster saßen einige still aus dem Fenster schauende alte Frauen . Sie wurden von der Nachtwache gegen fünf Uhr morgens gewaschen. Mit der 6-Uhr-Schicht begann ich, die Zimmer feucht auszuwischen. 8 Uhr gab es Frühstück von dem Wagen herunter.

HAß

In einem Zimmer wohnten zwei alte Damen mit dem stattlichen Alter von 80 und 85 Jahren. Ihr Zimmer hatten sie mit einem Kreidestück akkurat in zwei gleiche Gebiete geteilt. Das Waschbecken waren genaue Hälften. Lebensgefährlich für jede, wenn sie sich auch nur einen Zentimeter in das Terrain der Anderen bewegen sollte. Sie wollten nicht mehr, als sich gegenseitig zur Hölle zu schicken.

ARBEIT

SIE schwor in einem anderen Zimmer auf Knoblauch. Der hielt sie jung und gesund. Nicht umsonst schluckten gut-

gläubig ihre Westverwandten diese Pillen haufenweise. Jeden morgen thronte sie auf ihrem alten braunen Stuhl mit den etwas wackeligen Stuhlbeinen. Ihr gehäkeltes Schultertuch ließ die Nylonschürze blau geblümt herausblitzen. Überall lagen Spitzendecken, der alte Fernseher stand vor dem Fenster. In der Ecke hinter der Tür nahm mit wuchtiger Breite ein Kleiderschrank der Renaissance jede Möglichkeit, die Tür mit Schwung aufzureißen. Der Schrank diente zu nichts anderem als der Produktion von Quark. Regelmäßig verschloß sie ihre Milch in Töpfen hinter der eichernen Tür.
Zehn Pfennige kostete eine kleine Schale.

Liebe

Mozart, Vivaldi – Deutschlandsender Kultur wurde nach dieser Musik abgesucht und in der Zeitung mit dem Kugelschreiber angestrichen. Der alte Herr lehnte sich behaglich zurück. Auf seinem Nachttisch stand das Foto einer jungen Frau, die ihn spitzbübisch anzulächeln schien. Es war das Lächeln, was er in seiner Geliebten, noch heute, mit 81 Jahren erkannte. Sie schrieb ihm jeden Tag einen kleinen Brief. Sogar ein kleines Briefnetz hing am Handtuchhaken.
Miteinander jeden Tag, ohne voneinander müde zu werden. Zärtlich fuhr er ihr durch das weiße kurzgeschnittene Haar.

Dann gingen sie auf ihr Zimmer, um sich zu lieben.
Das Schild vor der Türe: „Bitte nicht stören – Visite".

Sterben

Sein Kopfende war an der Fensterseite. Der erste warme Tag nach einem naßkalten Frühjahr. Die gestreiften Übergardinen schoben sich übermütig durch das geöffnete Fenster. Mit tiefausgehölten Augen, eingefallenen Wangen lag der alte Mann auf dem Rücken. Sein mgerer Brustkorb hob und senkte sich mühsam. Röchelnd atmete er durch den geöffneten Mund mit geschwollenenr Zunge. Auf dem Nachttisch standen die süß-schweren Säfte aus dem „Delikat-Laden". Seine Augen hielt er geschlossen. Die „weiße Wolke" erschien zur Visite. Fünf Leute quetschten sich, den nötigen Abstand zum Bette haltend, durch die Tür. Vorneweg der Chef. Kurzer Blick auf den Mann – „Lungenentzündung, der überlebt die Nacht nicht mehr." Sagte es und verschwand. Zuckend hing der Satz über dem schmerzverzogenen Gesicht des Alten. Sein Atem ging noch schwerer, noch rasselnder. Er winkte mich zu sich. Ich wollte ihn verstehen. Das gequälte Lallen seiner Todesangst. Zuerst dachte ich, er wolle etwas zu trinken haben und flößte ihm diesen süßen Saft ein – es führte ihn fast zum Erbrechen. Später konnte ich seinen Wunsch erraten – es war der Wille nach einem Pfarrer. Der hauseigene hatte keinen Dienst mehr und besaß kein Telefon. Aus dem Telefonbuch suchte ich mir einige Pastoren aus, doch diese schienen es alle mit dem Sterben mit Gott und der Versöhnung nicht so ernst zu nehmen – es kam niemand.

Am nächsten Morgen ging ich zuerst in dieses Zimmer. Frisch bezogen stand das Bett im kahlen Raum – im Sterbezimmer.
Der alte Mann lag nun in der Besenkammer.
Während ich auf seine Brust starrte, erschien es mir plötzlich, als würde sie sich noch immer heben und senken.

Tod

In der Pathologie kriecht mir süßliche dumpfe Luft entgegen. Von den Seitenwänden schillern Embryos, verschiedenen Organe, histologische Präparate in verschlossenen Formalyngläsern auf die matt glänzenden Messingtische im Raum. Wasser rieselt endlos am Fußende aus dem Hahn. Auf der schwarzen Schultafel neben der Tür – Kreidemanns Handschrift. Böhm, Krause, Zimmermann. Die erste nackte Frau wird hereingetragen. Marmorfarben hebt sich ihre Haut vom Weiß des Lakens ab, die Haare hängen verklebt am Kopf. Der Helfer packte sie mit einem Arm zwischen den gespreizten Beinen, mit der andern Hand fixierte er den Nacken, um sie mit einem Ruck auszuheben. Er drehte sich um eine halbe Fußlänge, näherte sich zwei Schritte, dreht seinen Rumpf, um sie mit dem nötigen Schwung wie eine hölzerne Marionette auf dem Tisch, vor Anstrengung stöhnend, fallenzulassen. Ihr Körper kam krachend zum Liegen. Jede kleine Falte brannte sich in mein Gehirn. Mit geübten Schnitt öffnete der Pathologe die Bauchdecke -legte die einzelnen Organe frei. Er zerkleinerte sie selbstverständlich. Das Skalpell trennte danach mit scharfen Schnitt das Nackenband. Reißend trennte sich Kopfhaut vom Schädelbein. Einige Blutstropfen fielen auf dem Boden. Der Knochen lag frei, triefende Haut mit Haaren bedeckten den Mund. Während ich mühsam versuchte, meinen Blick irgendwo im Raum anzubinden, löste sich die schon langsam verwelkende Blüte aus meinem Zopf und segelte in die Bauchhöhle.
Tod.

Elfriede Brüning
Schriftstellerin, 1910 geboren

Magdas letzte Chance

Seit Magda allein lebte, nach Antons Tod, hatte sie sich angewöhnt, ihren Kaffee nachmittags in der Konditorei zu trinken. Das Café war nur klein, nicht mehr als ein Wohnzimmer, in dem fünf runde Tischchen mit den Hockern standen, wohlgemerkt Hocker, nicht etwa Stühle oder gar Sessel, in die man sich hätte zurücklehnen können; dahinter befand sich das Kuchenbuffett mit der Anrichte und der Kaffeemaschine, die unentwegt fauchte und blubberte, wenn das kochendheiße Wasser in die Tassen tropfte. Aber gerade dieses Geräusch, das, vermischt mit dem Stimmengeraune, dem Summen eines Bienenschwarms nicht unähnlich war, machte den Raum so anheimelnd, daß man sich gern darin niederließ. Die Tische waren stets voll besetzt, wie es schien, doch Magda, mit ihren Argusaugen, entdeckte noch jedesmal einen Hocker, der nur mit einer Handtasche oder einem Damenhut belegt worden war, und sie ging

resolut darauf zu, räumte die Gegenstände beiseite und setzte sich, ohne die unwilligen Blicke des aufgestörten Pärchens zur Kenntnis zu nehmen: Sie hatte wohl auch ein Recht, hier zu sitzen, sagte sie sich, ihre Bestellung aufzugeben und, nachdem ihr die Serviererin (immer später als allen anderen) das Gewünschte gebracht hatte, die Torte in sich hineinzulöffeln, lustlos und in sich gekehrt zumeist, weil das Paar sie weiterhin mit Nichtachtung strafte, nicht im Traum daran dachte, ihr beizuspringen, als sie vergeblich in ihrer Handtasche nach dem Feuerzeug suchte, und sich so benahm, als sei sie Luft.

Magda fragte sich manchmal, warum sie überhaupt noch unter die Leute ging. Früher, ja früher hätte mal jemand wagen sollen, sie scheel anzusehen! Da hätte man ihr, wenn sie selbstbewußt an Antons Seite das Café betrat, eilfertig zu einem Platz verholfen. Die Serviererin wäre sofort auf sie zugeschossen, hätte Anton (nicht sie!) sanft am Arm genommen und ihn zielstrebig zu einem Tisch geleitet, an dem die Vorgänger zwar schon gezahlt hatten, aber mit dem Aufbruch noch trödelten: Die Serviererin drängte sie jedoch mit dem Wischtuch rasch vom Tisch und tat überhaupt alles, um Anton zufriedenzustellen, Anton, der immer so bescheiden war, der nie von sich aus einen Wunsch äußerte, nur der meist nicht einmal ein gutes Trinkgeld gab, weil er aus reiner Zerstreutheit bei seiner Gewohnheit blieb, stets nur auf die volle Mark aufzurunden. Die Serviererin strich aber selbst die Pfennige dankbar ein, sie strahlte sogar, denn Anton war eben EIN MANN, und ein Schimmer seines Glanzes war auch auf sie gefallen. Jetzt dagegen ... Nun, jetzt war sie eine Witwe, wie es viele gab, war einsam und alt. Offenbar wirkte sie auf andere sogar gebrechlich, denn in der Straßenbahn pflegten die höflicheren unter den jungen Leuten aufzuspringen und ihr ihren Platz anzubieten, wofür sie ihnen obendrein danken mußte, obwohl sie die Jungen mit

ihrer Höflichkeit insgeheim zum Teufel wünschte! Andere wieder, die Briefträgerin oder der Wäschemann, bezogen sie kurzerhand in ihre Verwandtschaft ein und nannten sie schlicht ihre Oma, was Magda jedesmal zur Weißglut brachte. Aber gegen diese Intimität war wohl kein Kraut gewachsen. Noch schlimmer war es, wenn Vorübergehende, die sie versehentlich streifte, sie mit unflätigen Ausdrücken beschimpften, von denen „schusselige Olle„ oder so ähnlich noch der mildeste war. Auch solcherart Beleidigungen hatte sie oft einstecken müssen.

Nein, sie war grausam allein. Kürzlich hatte sie sich zu einer attraktiven jungen Dame an den Tisch gesetzt, mit der sie gern ein paar Worte gewechselt hätte. Doch die sah gleichgültig an ihr vorbei. Erst als außerdem ein Ehepaar zu ihnen kam (der Mann hinkte am Stock und seine Frau ächzte unter der Last mehrerer Einkaufsbeutel), wurde sie unvermutet gesprächig, und bald war zwischen den Dreien ein reger Disput im Gange. Nur Magda saß unbeachtet daneben; sie wünschte sich weit weg. War sie denn aussätzig, daß keiner daran dachte, sie ins Gespräch zu ziehen? Schlagartig ging ihr auf, in welcher Lage sie war. Sie befand sich weder in Begleitung eines Ehemannes, wie jene Matrone dort, noch war sie wie die andere jung und schön. Als alleinstehende alte Frau hatte sie ausgespielt.

Wie hatte Anton es ihr nur antun könne, sie allein zu lassen! Zuerst nach seinem plötzlichen Tod hatte sie auch nicht mehr leben wollen. Sollte sie vegetieren, allein, nachdem sie vierzig Jahre lang im Zweigespann gegangen war, immer im Gleichschritt mit Anton, dessen Führung sie sich blindlings anvertraut hatte? Nein, sie wollte sterben, lieber heute als morgen. Aber wie stellte man es eigentlich an, sich auszulöschen? Sollte sie ins Wasser gehen? Oder sich mit Gas vergiften? Endlich beschloß sie, ihr Vorhaben bis zum Winter aufzuschieben. Der Gedanke, sich im Wald irgendwo niederzulassen, die Augen zu schließen, um nie wieder aufzuwachen, hatte für sie etwas Tröstliches. Der Tod durch Erfrieren sollte ja schmerzlos sein … Doch das Leben ging weiter. Freunde bemühten sich, ihr aus ihrer Schwermut herauszuhelfen, sie aufzurütteln, indem sie ihr ihre Pflichten vor Augen hielten: Hatte sie nicht zwei Kinder, Tochter und Sohn, die sie dringend brauchten? Ja, vielleicht als Babysitter, dachte Magda bei sich, manchmal wohl auch als Pflegerin, falls jemand in der Familie erkrankt war. Sie half ja gern aus – welche Mutter täte das nicht? – aber sollte das der einzige Sinn ihres Lebens sein? Wenn bei den Kindern alles gut lief, fühlte sie sich überflüssig. Wie bitter war gleich das erste Weihnachten ohne Anton verlaufen! Sie hatte sich so sehr bemüht, alles genau wie früher zu richten, wenn Anton und sie zum Fest die Familie um sich versammelt hatten. Sie hatte liebevoll alle Geschenke verpackt, hatte sogar einen besonders schönen Baum – direkt vom Förster! – herangeschafft und ihn mit Kugeln und Lametta behängt; wenigstens die Kleinen sollten wie sonst ihre Freude haben, sollten vergessen, daß der Opa nicht mehr bei ihnen war. Doch kurz vor dem Fest eröffneten ihr Tochter und Sohn, daß sie diesmal in den eigenen vier Wänden feiern wollten, worauf sie schon so lange, den Eltern zuliebe, verzichtet hätten. Doch jetzt, da der Vater tot sei … Magda, die Mutter, könne doch zu ihnen kommen! Nun, Magda hatte sich gefügt, hatte sich fügen müssen. Beladen mit ihren Geschenken, war sie zuerst zu der Familie ihrer Tochter gegangen, dann zu der ihres Sohnes, aber nirgends hatte sie lange bleiben wollen. Eine Unruhe hatte sie bald wieder nach Hause getrieben, wo doch nichts als die leeren Räume auf sie warteten.

Das lag jetzt zwei Jahre zurück, also lange genug, sollte man meinen, als daß sie sich an das Alleinsein hätte gewöhnen können. Aber Magda gewöhnte sich nicht. Hatte sie wirklich keine Chance mehr, ihr Geschick zu ändern? fragte sie sich manchmal aufsässig. Längst hatte sie ihre Trauerkleider abgelegt, und sie bevorzugte jetzt helle, sogar poppige Farben. Auch ihren grauen Kopf hatte sie, auf dringenden Rat einer Freundin, den Händen eines Haarkünstlers anvertraut, der sie in eine Blondine verwandelte und danach behauptete, so sähe sie zehn Jahre jünger aus! Wirklich wurde Magda jetzt wieder von Leuten, die sie nur flüchtig ansahen, mit „junge Frau„ angeredet, was ihr Selbstbewußtsein wieder hob. Doch der wahre Grund für ihr neuerwachtes Lebensgefühl lag woanders versteckt: Magda wurde umworben! Der nette alte Herr, der ihr seit kurzem seine Aufmerksamkeit schenkte, war auch ihr sogleich angenehm aufgefallen. Er hatte nach ihr das Café betreten und setzte sich an einen einsamen Tisch – allein. Magda hatte ihn von ihrem Platz aus genau im Visier. Er war bestimmt an die Siebzig, wirkte aber durch seine elastischen Bewegungen und seine straffe Haltung sehr jugendlich. Sein schlohweißes Haar, auf dessen Pflege er offenbar viel Zeit verwandte, sah wie Seide aus. Überhaupt wirkte der ganze Mensch propper, wie aus dem Modejournal, so daß Magda, die unwillkürlich Vergleiche zu Anton zog, in sich hineinlächelte. Anton, der Liebe, hatte

sich ja immer völlig salopp gekleidet, er zog an, was gerade über der Stuhllehne hing, ohne daran zu denken, ob eins zum anderen paßte, und zu einer dringend notwendigen Neuanschaffung hatte sie ihn meist erst lange überreden müssen. Anton, mein Lieber, wiederholte sie im stillen, während sie so tat, als bemerke sie die Blicke des Fremden nicht, die unverwandt auf sie gerichtet waren. Sie spürte indeß, daß sie errötete und wandte verlegen den Kopf. Am nächsten Tag saß er wieder nahe der Tür; doch sowie er Magda erblickte, sprang er auf, um ihr beim Öffnen der schweren Eingangstür zu Hilfe zu kommen, durch die sie dann wie eine Königin hindurchschreiten konnte. An seinem Tisch waren alle Hocker besetzt, und Magda fand nur noch im Hintergrund Platz, so konnten sie nicht einmal Blicke tauschen. Doch am nächsten Tag kam er an ihren Tisch, und von nun an trafen sie sich jeden Nachmittag; doch dehnten sie ihr Zusammensein niemals sehr lange aus. Wie Magda vermutet hatte, lebte ihr neuer Bekannter allein. Sein dritte Frau war ihm erst vor kurzem gestorben, von zwei früheren hatte er sich scheiden lassen. Sein Leben sei also bewegt gewesen? fragte ihn Magda halb scherzhaft. Er nickte. Das könne er wohl behaupten! sagte er mit Überzeugung; schließlich sei er Schauspieler und viel in der Welt herumgekommen, doch in letzter Zeit fühle er sich leider aufs tote Gleis geschoben. Wo gäbe es denn heute noch eine Rolle für einen alten Mann? fragte er anklagend und zugleich kokett, so daß Magda sich beeilte, ihm zu widersprechen: in ihren Augen sei er nicht alt. Dazu schwieg ihr Gegenüber bedeutungsvoll, als ob er es besser wüßte. Nach einigen Wochen lud Magda ihn ein, zu ihr nach Hause zu kommen. Hät-

te sie es nur nicht getan! Schon vom Café her kannte Magda alle seine Lieblingsthemen: das Theater der zwanziger Jahre, seine eigene Glanzzeit, seine bedeutendsten Rollen … Beim dritten Mal hatte sie kaum noch hingehört, zumal das Café genügend Ablenkung bot: die Serviererin hatte sich verrechnet, neue Gäste kamen an den Tisch, er war gezwungen gewesen, seine Erinnerungen abzubrechen. Hier aber war sie ihm ausgeliefert, mußte als Gastgeberin höflich sein, obendrein Interesse heucheln. Doch wozu das alles? fragte sie sich beklommen. Was wußte sie eigentlich von dem Mann, der wie hingepflanzt auf ihrem Sofa saß, sich von ihr bedienen ließ und hemmungslos drauflos schwadronierte? Was kümmerten sie seine Reisen, die er, wie er erzählte, mit seiner zweiten Frau unternommen hatte; was scherte es sie, ob seine vier Kinder, die ihm die erste Frau geboren hatte, ihm jetzt lieblos den Rücken kehrten? Sie wußte ja nicht, ob er sich früher um die Kinder gekümmert hatte, sie wußte nichts von ihm. Und genau so wenig, wie sie an seinem Vorleben teilgehabt hatte oder nachträglich teilnehmen wollte, zeigte er Interesse für ihre Erlebnisse. Er wußte nicht einmal, daß sie gerade wieder Großmutter geworden war; ihr fünftes Enkelkind. Doch ihm hatte sie das Ereignis verschwiegen, weil sie ahnte, es war ihm einerlei.

Er jedoch schien sich bei ihr wohlzufühlen. Obgleich die Zeitspanne, die sie sonst bei ihrem Zusammensein einhielten, längst überschritten war, dachte er nicht an Aufbruch. Allerdings floß sein Redestrom schon spärlicher, und als der ganz versiegte, wurde die Stille beklemmend. Zum Glück fiel es Magda ein, daß sie ihm Musik bieten könnte; sie erhob sich und legte eine Platte auf. Diesen „Corelli" hatte sie oft mit Anton zusammen angehört, während sie schweigsam beieinander saßen, Hand in Hand. Wenn sie doch auch jetzt hätten schweigen können! Doch ihr Gast war offenbar frisch zu Atem gekommen und redete wieder drauflos, faselte etwas von „Seelenverwandtschaft" und rückte plötzlich überraschend mit der Frage heraus, ob sie beide nicht am klügsten täten, sich für den Rest ihres Lebens zusammenzutun! Magda erschrak. War das ein Heiratsantrag? Aber wollte sie denn einen Fremden an Antons Stelle setzen? Sie flüchtete in die Küche, beschloß auf einmal, ihrem Gast den Salat zu servieren, den sie eigentlich für ihre Kinder hatte aufheben wollen. Dabei ließ sie sich Zeit. War es denn denkbar, ihr Leben noch einmal völlig umzustellen? Einen Mann Tag und Nacht um sich zu haben, nachts im Bett und morgens am Frühstückstisch – unrasiert vielleicht oder sogar übel gelaunt, wie auch Anton manchmal gewesen war? Aber Anton war eben Anton, an ihn war sie seit ewigen Zeiten gewöhnt, und eigentlich hatte sie in ihm immer noch den linkischen Jüngling gesehen, mit dem offenen Hemd und den langen nackten Beinen, der ihr so ungeschickt den Hof gemacht hatte, daß sie lange brauchte, um dahinterzukommen, was wirklich in ihm steckte … Die Salatschüssel in Händen, wandte sich Magda gedankenvoll ins Zimmer zurück, doch plötzlich stockte ihr Schritt: ihr Gast war vom Sofa halb herabgeglitten, sein Kopf hing nach vorn, das Kinn lag fast auf der Brust. War ihm schlecht geworden? Beim Näherkommen hörte sie jedoch, daß aus seinem Mund kehlige Laute drangen, und sie atmete erleichtert auf. Er schlief also nur, schlief den Schlaf der Gerechten! Magda setzte die Salatschüssel ab, im ersten Moment wußte sie nicht, ob sie ihn beneiden oder sich über ihn ärgern sollte. Kam er hierher, um zu schlafen? Sie betrachtete ihn genauer. Da er nach vorn gekrümmt saß, war auch sein Äußeres lädiert. Die Krawatte war zur Seite gerutscht, der offene Hemdkragen entblößte den dürren Hals, das im Schlaf erschlaffte Gesicht wirkte auf einmal viel kleiner, wie zusammengeschrumpft. Was Magda aber am meisten verblüffte, war die Entdeckung, daß auf der nur spärlich von Haaren überdeckten Kopfhaut der dunkle Haaransatz schimmerte. Wahrhaftig, ja, er war alt; sie waren beide alt, und keiner von ihnen würde die Jugend zurückholen können, auch nicht dadurch, daß sie sich die Haare färbten. Sachte berührte sie ihn an der Schulter: es sei Zeit für ihn zu gehen. Er schreckte auch sofort auf, stellte sich benommen auf die Beine, setzte zur Entschuldigung an: die Musik sei schuld, Musik mache ihn immer leicht schläfrig … Ja, ja, erwiderte Magda nur. Sie faßte ihn am Arm und zog ihn mit sich fort durch das Wohnzimmer, über den Flur und auf den Ausgang zu – und sie atmete erst auf, als er draußen stand. Mit Nachdruck schloß sie die Tür hinter ihm. Für alle Zeiten, das schwor sie sich.

Nein, sie brauchte ihn nicht. Zwar konnte sie nun nicht mehr in das Café gehen. Aber saß sie nicht viel besser zu Hause? Wenn sie jetzt nachmittags ihren Kaffee trank, deckte sie immer für zwei, und gegen die zweite Tasse lehnte sie Antons Bild – so war ihr, als könne sie wie früher mit ihm Zwiesprache halten. Und an besonderen Tagen, zu Antons Geburtstag oder an ihrem Hochzeitstag, stellte sie auch den Leuchter hin und zündete die Kerze an, genau so, wie sie es früher gehalten hatten. Und manch-

mal riefen die Kinder an, nur um ihr zu sagen, daß sie das Jubiläum nicht vergessen hätten, und manchmal fragten sie auch, ob sie sich vielleicht einsam fühle. Nein, nein, beteuerte Magda dann und sie dachte daran, daß sie früher, viel früher jede freie Minute damit ausgefüllt hatte, Landschaften oder auch Figuren mit dem Zeichenstift festzuhalten. Später dann hatten die vielen Jahre, in denen sie Antons Frau und Mutter ihrer Kinder gewesen war, ihr Malbedürfnis zurückgedrängt, doch kürzlich hatte sie die Zeichenutensilien wieder hervorgeholt. Und wenn sie nun, nach dem Telefonat mit den Kindern, wieder zurück in ihr Zimmer ging, an den Tisch, wo der aufgeschlagene Zeichenblock vor ihr lag, dann verstand sie nicht mehr, daß sie erst vor kurzem ihr Leben hatte wegwerfen wollen, das offenbar noch so viel für sie in Bereitschaft hielt. ♀

Annette Männel
Red. Weibblick

FRAUEN SIND MUTIG, STARK UND SCHÖN

Wenn ich an Frauen in der DDR denke, sehe ich immer drei Szenen vor mir. Dafür ist es sicherlich notwendig zu sagen, daß ich in der DDR zwei Jahre Model gearbeitet habe und seitdem nie wieder so vielen verschiedenen Frauen aus allen Landstrichen der DDR begegnet bin. Kollektive, somit also auch Frauen, sollten natürlich zu allen Anlässen, davon gab es nicht wenige, zur Steigerung ihrer sozialistischen Arbeitsproduktivität wie zur intensiveren Kollektivbeziehung unterhalten werden – dafür war Mode innerhalb einer tristen Bekleidungsindustrie ein willkommener Anlaß.

Die erste Szene:
Ein Frauenkollektiv der Wittstocker Oberbekleidungsindustrie sitzt gemeinsam schwatzend an einem Tisch. Auf dem Tischtuch eine Vase mit Kunstblumen. Aufgreihte Gläser, eine Flasche Wein. Sie reden über ihre Produktionsstraße und über das Versagen der Organisation von oben, so daß sie niemals innerhalb des sozialistischen Wettbewerbes ihre Norm halten können. Der Parteisekretär wird heranzitiert und auf diesen Mißstand aufmerksam gemacht. Die Frauen gestikulieren, erklären, schimpfen, drohen mit Gesamtstop, wenn dieser von ihnen unverschuldete Schlamassel weiterhin an ihrer Lohntüte nagt. Er verabredet sich am nächsten Tag mit dem Abteilungsleiter zu einem Termin vorort. Frauen konnten sich wehren.

Die zweite Szene:
AchteMärzTagsfeier in einer Kleinstadt Mecklenburgs. Neben dem Feld, mitten in einer kahlen Landschaft stand das neue Clubhaus. Es fehlten zwar noch einige Türen in den Toiletten, der Fußboden war noch nicht vollkommen verschmiert, jedoch feierte „Mann„ die Frauen feierlich. Zwischen Rednerpult und den hintereinander auf Stühlen aufgereihten Frauen spannte sich der Tanzboden endlos. Der Redner griff sich an die Brust – pries die Bedeutung der Frau auf allen gesellschaftlichen Ebenen und gab sich die Ehre, die vorher in den Kollektiven beschlossenen Auszeichnungskandidatinnen zu sich zu rufen. Eine Frau nach der anderen stand auf. Keine ging alleine über diesen „Parkett – Jahrhundertweg" ihrer Ehrung entgegen. Sie warteten aufeinander, lachten verlegen oder spitz. Einige gingen mit kleinen hastenden Schritten, hochgezogenen Schultern, auf den Fußboden blickend ihrem Ziel entgegen. Andere liefen mit weit ausholenden Bewegungen, um schnell an Ort und Stelle zu sein. Alle Frauen hatten nur einen Wunsch. Zurück auf ihren Stuhl. Zurück in die Anonymität – ihre Sicherheit.

Die dritte Szene:
Frauen waren immer die ersten, die gemeinsam die Tanzrunden eröffneten. Der Unabhängige Frauenverband wollte wirklich „Staat machen" und zog mit kraftvollen Plakaten, wie z.B. „Alle Frauen sind mutig! stark! und schön!", in den Wahlkampf.

Was ist davon geblieben?

Natürlich sind noch immer alle Frauen mutig stark und schön.

Zeugt es etwa von keinem Mut, trotz der ehemaligen hohen DDR – Beschäftigungsrate von 91,4 %, davon betrug der Frauenanteil 48,9%, sich in eine Arbeitslosigkeit von 64% manövrieren zu lassen?

Zeugt es von keinem Mut, sich in der Realität bundesdeutscher Verhältnisse zurechtfinden zu müssen?

Zeugt es von keinem Mut, alle Kräfte für das Ergattern einer ABM-Stelle aufzuwenden, weil an dieser ABM-Szelle meist nicht nur das nötige Kleingeld zur Fütterung von Kindern, sondern auch ein in mühseliger Kleinarbeit aufgebautes Projekt mit dranhängt?

Zeugt es von keinem Mut, daß sich Frauen den Umschulungen stellen – in der Hoffnung, auf dem Arbeitsmarkt, inzwischen dequalifiziert, attraktiver zu sein?

Zeugt es von keinem Mut, Arbeitsplätze unter der eigenen Qualifikation oder sogar instabile Beschäftigungsverhältnisse

einzugehen, nur um „überhaupt Arbeit zu haben?"
Mutig schleudern sie sich damit selbst kontinuierlich in die unteren Gehaltsgruppen. „Mann" freut sich.
Werden Frauen für diesen Mut bezahlen müssen?
Ist es nicht Stärke, daß sich Frauen in der DDR völlig widerspruchslos häufig in den traditionell typischen Teil eines Frauenberufes hineinlernten, ihre geschlechtstypische Bürde in der Hausarbeitsteilung absolvierten und die Doppelbelastung stoisch ertrugen? Zeugt es nicht von Stärke, daß vorrangig Frauen der Familie wegen zurückstecken? Ist es Stärke, daß Frauen „ihre" Textilindustrie widerspruchslos dem Untergang weihten?

Werden Frauen für diese Stärken bezahlen müssen?
Es stellt sich natürlich die Frage, was ist in den letzen zwei Jahren geschehen? Wo sind die Frauen geblieben und wie hat sich der UFV den Prozessen dieser Gesellschaft gestellt?
Der Unabhängige Frauenverband vertritt nicht mehr die Projekte – die Projekte vertreten sich selbst. Damit repräsentiert der UFV nicht alleine die Frauenbewegung Ost. In manchem ehemaligen Frauenprojekt, wie z.B. dem Berliner Frauenzentrum „Marie", haben sich Frauen vollkommen vom UFV losgeagt. Das große Frauenzentrum „Frieda" versteht sich nur noch zu einem kleinen Teil als politisch aktive Gruppe. Das Land Sachsen konstatiert: „Die Euphorie der Wendezeit ist vorbei; nur noch wenige Frauen versuchen eine aktive Arbeit im UFV zu leisten."
Es gibt in jedem Land ein Büro des Verbandes. Jedoch ist nach der Auswertung der Länderberichte auf dem letzen Kongreß 1992 nicht zu übersehen, daß die politische Arbeit vorwiegend von den Abgeordneten und ihren Mitarbeiterinnen bestritten wird. In einigen Ländern existieren noch die Frauenpolitischen Runden Tische – anzumerken ist, daß der Frauenpolitische Runde Tisch besonders in Berlin einen aktiven Anteil in der Auseinandersetzung um den Paragraphen 218, mit der kapitalorientierten, zunehmend frauen- und kinderfeindlichen Gesellschaft, den Problemen der Massenarbeitslosigkeit, leistet. An diesem Tisch sitzen Frauen der AG Frauen und Arbeitsmarkt, Gleichstellungsbeauftragte, Abgeordnete, der UFV, der DF e.V., Lisa (eine Gruppe der PDS), die Gewerkschaft, der Arbeitslosenverband, die Landfrauen und Deutsche Angestellten Gewerkschaft. Hier bringen Frauen konzentriert ihre Fachkompetenz ein. Hier begegnen sich konstruktiv Basis und Parlament. Eine Arbeit, die Sinn macht.
Einerseits beklagen sich Frauen , daß vom UFV keine Impulse kämen, er sich entpolitisiere und kein realistisches Konzept vorzuweisen hätte, beziehungsweise sich die Kommunikation zwischen Politik- und Projektfrauen weiterhin verschlechtert hätten. Andererseits sind solche guten Initiativen wie die Frauenpolitischen Tische in den anderen Ländern weitestgehend eingeschlafen. Dieses Modell impliziert doch einen neuen politischen Ansatz.
Ebenfalls kann nicht außer acht gelassen werden, daß sich Gleichstellungsbeauftragte und UFV-Abgeordnete zuneh-

mend als Alibifrauen verstehen, die für die abzudeckende parteipolitische Vereinnahmung der Frauenfrage zuständig sind. Fest steht jedoch, daß sich viele Frauen von „ihren" Frauen in den Parlamenten vertreten lassen wollen. Seine Feuerprobe wir der Unabhängige Frauenverband nach Ablauf sämtlicher AB – Maßnahmen im Juli diesen Jahres zu bestehen haben. Denn mit weiterer Konzeptionslosigkeit, ungeklärten Strukturen, fehlender Innenanalyse wird sich keine Bewegung mehr bewegen, wird sich keine Frau mehr angesprochen fühlen und die Ergebnisse der so fröhlichen Revolution werden in Bedeutungslosigkeit versinken.
Derzeit bereiten wir einen gesamtdeutschen Kongreß unter dem Thema „Wi(e)der die Vereinzelung" vor, der vom 4. – 6. Juni diesen Jahres in Berlin stattfinden soll. Eine Arbeitsgruppe arbeitet an einem Papier zum feministisch – politischen Selbstverständnis unter dem Arbeitstitel „Alles Flaute oder was?". Dieser Kongreß soll der Stein des Anstoßes für weitere Arbeit sein. Selbst wenn es innerhalb des Frauenverbandes kriselt, können wir vor anliegenden Problemen unsere Augen nicht verschließen.
Zum ersten Politischen Frauenfrühstück im Berliner Rathaus Schöneberg, initiiert von der UFV – Landtagsabgeordneten Sibyll Klotz, wurde die Wirklichkeit innerhalb eines Forderungskataloges benannt: „Die Wirklichkeit läßt uns eine weltweite Rezession erleben, deren zeitliches Ausmaß und tiefgreifenden Wirkungen gegenwärtig noch nicht abzuschätzen sind. In Jugoslawien – vor unserer Haustür – tobt der Krieg. Ganze Völker sind vom Hungertod bedroht! Der ökologische Kollaps rückt in greifbare Nähe! Die Lage auf dem Arbeitsmarkt ist an Dramatik kaum zu überbieten. (1992 waren im deutschen Beitrittsgebiet 1,2 Millionen Menschen arbeitslos gemeldet. Fast zwei Drittel der Erwerbslosen sind Frauen. Die Zahl der Erwerbsarbeitsplätze ist von 9,8 Millionen auf 6,5 Millionen gesunken.) Es brechen ganze Industriezweige – und standorte weg. Mit dem Verlust von Arbeitsplätzen werden Männern wie Frauen die Möglichkeit der Emanzipation genommen, werden ganze Familien in ihrer Existenz bedroht. Besonders Frauen leisten auf ihren selbstgeschaffenen Arbeitsplätzen in den Frauenprojekten gesellschaftlich notwendige Arbeit, die wiederum für den Staat unverzichtbar ist. Und gerade diese neuen Strukturen sind nun durch die verhängnisvollen Auswirkungen der 10.Novelle des Arbeitsförderungsgesetzes akut gefährdet. In einer Zeit, in der der Arbeitsmarkt entlastet werden muß, geschieht genau das Gegenteil: Die finanziellen Mittel werden gekürzt!" Weiter in einer Recherche von Klotz/Herbst vom März 1993: „ In Ostberlin gab es zu Beginn dieses Jhres über 80 nichtkommerzielle Frauen – und Mädchenprojekte ... In diesen unterschiedlich ausgerichteten Projekten arbeiten 1300 Frauen auf ABM – Basis. Hinzu kommen 50 Frauen auf befristeten festen Regie- und Geschäftsführerinnenstellen. ... 27 Frauenprojekte bieten soziale Dienste, Betreuung und Beratung an. Es gibt in den OstBerliner Stadtbezirken 17 Frauenzentren, die teils autonom, teils unter der Trägerschaft des DF e.V. arbeiten. 15 Projekte sind Frauen-Beschäftigungs-und/oder Qualifizierungsangebote; 11 Berliner Frauenprojekte sind in den Bereichen Wissenschaft, Kunst und Publizistik tätig ... Inzwischen hat der schleichende ABM – Tod die Ostberliner Frauen-Infrastruktur längst erfaßt. Der ABM – Bewilligungsstop, der durch die jüngsten Regelungen lediglich gelockert worden ist, hat bereits voll auf die Bewilligungs- und Verlängerungspraxis Ostberliner Arbeitsämter durchgeschlagen ... " Das heißt, bis zum Ende des vierten Quartals wären davon insgeamt 47 Projekte betroffen, darunter auch das Zentrum interdiziplinärer Frauenforschung der Humboldt Universität Berlin.
„Frauen als Sparschweine der Nation?" – Auf der Bundesfrauenkonferenz im November 1992 äußerte eine Ostfrau die Idee eines Frauenstreikes.
Wir denken es ist an der Zeit, daß auch Frauen in Deutschland mit einem Streik ihre Forderungen kundtun sollten. Geplant ist er für den 8. März 1994. Derzeit wird dieser Gedanke für eine möglichst breite Diskussion darüber in Gewerkschaften, Projekten, Verbänden, Vereinen, Einzelfrauen getragen , und die Resonanz darauf erwartet.
Frauen sind mutig, stark und schön! Schön waren Frauen, als sie sich 1989 unter dem Dach der Kirche hervorbegeben haben und laut sagten: „Hier sind wir!"
Frauen sind nicht nur Opfer, sie sollten auch zu Täterinnen werden. ♀

Dr. Christiane Schindler
Ökonomin, wiss. Mitarbeiterin von Chr. Schenk, MdB Bündnis 90

Frauenstreik zum Frauentag

Als es in einer Arbeitsgruppe der Bundesfrauenkonferenz der Grünen im November des vergangenen Jahres um die Bedingungen für die Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Mutterschaft in diesem Deutschland ging, äußerte eine Ostfrau zum ersten mal die Idee eines Frauenstreiks. Kurz darauf erhielt der Frauenpolitische Runde Tisch Post von Frauen des Evangelischen Bildungswerkes Berlin, die schrieben: „Wir sind besorgt, daß das Bundesverfassungsgericht die mehrheitliche Entscheidung des Bundestages in Sachen 218 für nicht verfassungsgemäß erklären wird. Wir sollten ... im Falle eines negativen Ausgangs Maßnahmen erwägen, die unseren Protest sichtbar machen. Wir denken an einen Frauenstreik." Am 18.2.93 war es die Berliner Justizministerin Limbach, die in ihrem Schlußstatement anläßlich einer wenig Hoffnung gebenden Diskussion zum Thema „Frauen in bester Verfassung?" auf den Streik der Schweizerinnen 1991 hinwies und fragte, ob nicht die deutschen Frauen diesen Gedanken aufgreifen sollten.
Die Idee zu einem Frauenstreik ist also nicht die Idee einer einzelnen Frau oder Frauengruppe, sondern eine, die seit einiger Zeit von den verschiedensten Seiten geäußert wird. Sie ist m.E. zum einen eine Reaktion darauf, daß die deutsche Einheit zu einem frauenpolitischen roll-Back in den ostdeutschen, zunehmend aber auch in den Alt-Bundesländern führt. Zum anderen ist die Idee des Frauenstreiks auch Ausdruck der Resignation und Hilflosigkeit von Frauen. Sie haben die Erfahrung gemacht, daß die bisher angewandten Mittel wie z.B. Demonstrationen, Kundgebungen, Unterschriftensammlungen und Protestresolutionen in dieser Art von Demokratie nicht das adäquate Druckmittel zur Durchsetzung ihrer Interessen sind. Sie erleben die Wirkungslosigkeit ihrer kräftezehrenden Arbeit an Frauenpolitischen Runden Tischen, in BürgerInneninitiativen etc.
Frauen aus dem Raum Köln-Bonn einerseits und des Unabhängigen Frauenverbandes Berlin haben also die Streik-Idee nur aufgegriffen und einen ersten Aufruf für einen Frauenstreik am 8. März 1994 formuliert.

Die zustimmende Resonanz auf diesen Aufruf macht Mut. Die Verschickung des Aufrufes an Einzelfrauen, Frauengruppen und -organisationen mit der Bitte um Erstunterzeichnung hat eine Diskussion ausgelöst, in der es kaum um die Frage ging, ob ein Frauenstreik ja oder nein, sondern in der es eher um die konkreten Formen, also das wie ging. Es ist klar, daß die Frauen im Osten. die noch einen Arbeitsplatz haben, ihn nicht durch Verweigerung riskieren werden.
(Obwohl die Chance wirklicher Streikmaßnahmen in dem Maße steigt, wie die Frauen in den Gewerkschaften die Streikidee unterstützen.)
Die Formen eines Frauenstreiks sind u.E. jedoch wesentlich vielfältiger als die der unmittelbaren Arbeitsniederlegung. Es geht darum, Formen der Aktion, Demonstration, Öffentlichkeit und der Gemeinsamkeit von Frauen zu finden, die nicht zuletzt den beteiligten

STREIK/FEMINISMUS WOHIN?

Frauen auch Spaß machen sollen. Da läßt sich viel von den Schweizer Frauen, die ja bekanntlich 1990 gestreikt haben, abgucken.
Frauenstreik, das bedeutet, daß Frauen da, wo sie sind, in den Zusammenhängen, in denen sie sich bewegen, ihre eigene Form der Verweigerung, des Protestes und Einforderns ihrer Rechte finden und umsetzen.
Mit der Idee des Frauenstreiks verbindet sich die Hoffnung, der Vereinzelung von Frauen in ihrem frauenpolitischen Engagement entgegenzuwirken, Frauennetze zu knüpfen, zu einer neuen Solidarität und zu einem anderen Miteinander von Frauen in Ost und West zu kommen, den Machern in diesem Land Frauenmacht entgegenzuhalten.
Der Streik der Schweizerinnen 1991 hat nicht das matriarchale Zeitalter in der Schweiz eingeläutet, aber er hat ein Frauennetzwerk geschaffen, daß angesichts der Nichtwahl von Christine Brunner in die Schweizer Regierung mobilisierbar war und Frauenwiderstand präsent und sichtbar macht. Und wegen dieses Widerstandes hat die Schweizer Regierung seit neuestem ein weibliches Mitglied (wenn auch nicht Frau Brunner selbst).
Der Frauenstreikzug ist ins Rollen gekommen. Endstation ist der 8.März 1994. Die nächsten Schritte müssen sein, vor Ort die Streikidee zu verbreiten, Unterstützerinnen zu gewinnen, regionale Streik-inis, -netzwerke etc. zu bilden, konkrete Streikformen zu entwickeln.
Ich freu' mich drauf. ♀

Christina Schenk

Physikerin,

Bundestagsabgeordnete des UFV

in der Gruppe Bündnis 90/Grüne

EIN PAAR GEDANKEN ...

... zum UFV und eine Entgegnung auf den Beitrag von Eva Schäfer „Wie ich feministische Politik verstehe" in WEIBBLICK 11/93

Eva Schäfer hat im letzten Weib-Blick einige Behauptungen und Thesen in den Raum gestellt, die ich so nicht teile und die ich nicht unwidersprochen lassen möchte. Zugleich war die Auseinandersetzung mit ihrem Text Anlaß für mich, ein paar Überlegungen zu Fragen anzustellen, die schon seit langem zwischen UFV-Frauen herumvagabundieren, ohne daß Antworten oder wenigstens Klarstellungen versucht worden sind.
Zunächst fand ich den Titel des Beitrags von Eva Schäfer sehr vielversprechend – stehe ich doch im Bundestag fast jeden Tag vor der Frage, was, zur Teufelin, ist im gerade anstehenden Fall feministische Politik?
Da wäre zuerst die Frage zu beantworten: Was ist Feminismus?
Unter Feminismus firmiert die Theorie vom genuin „Weiblichen" als etwas Besonderem (z.B. in der von Mailänderinnen kreierten Auffassung von der Differenz) ebenso wie die von der grundsätzlichen Gleichheit der Entwicklungsmöglichkeiten von Frauen und Männern; die Mystifizierung der Mutterschaft ebenso wie die Idealisierung der Androgynität, die Forderung nach Bewahrung des Besonderen ebenso wie die Forderung nach Gleichstellung. Eva Schäfer beschränkt sich nun in ihrem Beitrag darauf, schlicht von „Herrschafts- und Gewaltfreiheit" zu sprechen, wenn sie „Feminismus" meint. Diese Begriffe erklären sich jedoch nicht aus sich selbst heraus – ja sie bilden vielleicht nicht einmal den kleinsten gemeinsamen Nenner der gegenwärtigen Feminismusauffassungen. Ich meine, wenn wir Verständigung wollen, müssen wir uns schon die Mühe machen, genauer zu sagen, wovon die Rede sein soll.
Was heißt eigentlich „herrschafts- und gewaltfrei"? Ich denke, ohne eine inhaltliche Klärung der Begriffe Macht, Hierarchie, Gewalt und Herrschaft laufen wir Gefahr, assoziierte Inhalte für die Begriffe selbst zu nehmen und die wiederum sind von Frau zu Frau sehr verschieden. So kommen wir nicht weiter.
Ich will hier Definitionen versuchen und diese zur Diskussion stellen:

- MACHT
  ist das Vermögen, Einfluß zu nehmen – auch gegen Widerstand. Die Quellen von Macht sind zum einen Kompetenz in Bezug auf die Angelegenheit, um die es gerade geht und zum zweiten Charisma (persönliche Ausstrahlung) (viel Charisma kann einen Mangel an Kompetenz zeitweilig oder dauerhaft verdecken) und zum dritten der Status als Ausdruck der Verortung in der bzgl. der konkreten Angelegenheit maßgebenden Hierarchie.

- HIERARCHIE
  Abstufung, die aus unterschiedlicher Machtmenge erwächst oder diese widerspiegelt (sich also aus einem unterschiedlichen Maß an Kompetenz

und/oder Charisma ergibt) bzw. die auf der Unterschiedlichkeit des (zugeschriebenen) Status beruht (für den auch andere Kriterien als Kompetenz und Charisma maßgebend sein können)

- GEWALT
  Einsatz von Macht gegen den Willen der Betroffenen Hierbei ist zu unterscheiden zwischen struktureller (indirekter) und personaler (direkter) Gewalt.

- HERRSCHAFT
  institutionalisierte Festschreibung von Hierarchien unabhängig davon, ob sie auf Kompetenz, Charisma oder Status beruhen (es kann durchaus kompetenzunabhängige Herrschaft geben – wie z.B. in der DDR)

Nun zur Frage, ob Herrschafts- und Gewaltfreiheit konstitutiv für feministische Politik sein können bzw. sein sollten (da Eva Schäfer in ihrem Text auf eine Erläuterung dieser Begriffe verzichtet hat, kann es sein, daß sie ganz andere Aspekte meint als die, mit denen ich mich im folgenden auseinandersetze). Da sind zunächst zwei Ebenen zu unterscheiden: zum einen die der „nach außen" gerichteten Forderungen und des dabei praktizierten Politikstils und zum anderen die des Umgangs miteinander innerhalb der sich selbst als feministisch definierenden community.
* Zur erstgenannten Ebene: Welche Rolle spielen da Gewalt und Herrschaft?
Zur Frage der Gewalt: Nehmen wir zum Beispiel die Forderung nach Quotierung oder die, das Namensrecht so zu regeln, daß die Identität von Frauen geschützt wird und eine weibliche Genealogie eingeführt wird – in meinem Verständnis sind das feministische Ansätze. Zugleich ist klar, daß solche Regelungen unter heutigen Verhältnissen Zwang bedeuten.
Wir wissen, daß es ohne Quotierung, also den strukturell gesetzten Zwang zum Abgeben von Macht, auf absehbare Zeit, wenn überhaupt, nicht zu der von uns gewollten Chancengleichheit von Männern und Frauen kommen wird. Dennoch oder gerade deshalb gibt es gegen solche Regelungen sehr heftigen Widerstand – auch von Frauen (die jedoch meistens andere Gründe haben als Männer). Beim Namensrecht ist es nicht viel anders. Es gibt noch sehr viele Männer – auch unter den Linken (was „links" nun wieder ist oder sein könnte, ist Stoff für einen neuen Artikel) – die partout nicht freiwillig darauf verzichten wollen, ihren Namen weiterzuvererben – und ein paar Frauen finden es durchaus in Ordnung, daß in der Regel der Mannesname zum Familiennamen wird.
Ohne den Einsatz von Macht zur Überwindung von Widerstand, (strukturelle) Gewalt also, wird sich gerade in Machtfragen nichts bewegen.
Oder nehmen wir unsere Forderung, daß Frauen die volle Entscheidungsfreiheit haben sollen, ohne Fristfestlegung über Fortsetzung oder Abbruch einer Schwangerschaft zu entscheiden – das ist für mich ein feministischer Ansatz par excellence und er ist mit Gewalt verbunden. Ich meine jetzt hier nicht die Gewalt gegen den Embryo oder die Gewalt, die frau sich manchmal mit einer „freien" (was ist das? – auch wieder ein Thema für sich) Entscheidung zum Schwangerschaftsabbruch oder zum Austragen einer Schwangerschaft selbst antut, sondern den Zwang für nicht wenige, die Entscheidungsfreiheit von Frauen AUSHALTEN ZU MÜSSEN (damit hier keine Mißverständnisse aufkommen: die tun mir nicht leid!).
Klartext: ich wünsche mir im Moment (und der wird noch Jahrhunderte dauern) und in der Situation, in der Frauen jetzt sind, absolut nicht, daß wir keine Macht haben, daß wir gehindert sind bzw. werden, Gewalt anzuwenden (im soziopolitischen Sprachgebrauch nennt man das „progressive Gewalt" i.S. von Änderungsgewalt). Noch sind Hierarchie, Macht und Gewalt auf der einen Seite per se komplementär zu Machtlosigkeit, Wehrlosigkeit, Einflußlosigkeit auf der anderen Seite. Welche Feministin, egal welcher Provenienz, wünscht sich, daß das so bleibt?? Ohne Gewalt i.og. Sinne, allein mit feministischer Gegenkultur und deren subversiver Langzeitwirkung, wie Eva Schäfer offenbar meint, sind die Verhältnisse nicht zu ändern.
Noch eine Anmerkung dazu: „Gewaltlosigkeit" im politisch-konzeptionellen Sprachgebrauch (z.B. bei PazifistInnen) heißt Verzicht auf personale, gegen die körperliche und psychische Unversehrtheit von Individuen gerichtete Gewalt, nicht jedoch Verzicht auf strukturelle Gewalt. Der – gegenwärtig leider mangels TeilnehmerInnen noch nicht praktizierbare – Einsatz von sehr vielen Menschen mit Konfliktschlichtungs- oder gar Konfliktbeilegungskompetenzen in Krisen- oder vielleicht auch Kriegsgebieten wäre nichts anderes als der Einsatz struktureller Gewalt.
In der Frage des nach außen gerichteten feministischen Politikstils möchte ich nicht, quasi per Dekret, ein für allemal und für jede Situation festgeschrieben wissen, ob nun feministische Politikerinnen zu den Mitteln der AGGRESSION als einer gezielt gegen ein ganz bestimmtes Individuum gerichteten Ge-

walt (personale Gewalt), wie z.B. Zwischenrufe, Verächtlichmachen etc., greifen sollten oder nicht. Das Agieren in patriarchalen Strukturen, was für Feministinnen bedeutet, in z.T. extremer Minderheit zu sein, erfordert andere Strategien und Verhaltensweisen als sie in feministischen Zusammenhängen möglich und gut sind.
Oft ist es so, daß Umgangsformen, wie wir sie in feministischen Zusammenhängen wollen und wenigstens ansatzweise zu praktizieren versuchen, bestraft werden, wenn sie in extrem patriarchalen Zusammenhängen gelebt werden. Keine Politikerin kann z.B. in der Öffentlichkeit zugeben, daß sie von einem bestimmten Gebiet keine Ahnung hat und man doch besser die oder die fragen solle (dies wäre die Anerkennung der Kompetenz anderer und Verzicht auf eigene „Profilierung") ohne nicht sofort für insgesamt weniger oder gar nicht kompetent gehalten zu werden. Das drängt auch Feministinnen die Technik des Umgangs mit Sprechblasen auf, die der Empathie und dem Sachbezug, die wir in Frauenzusammenhängen wünschen, entgegensteht. Eine schizophrene Situation, mit der nicht nur Politikerinnen klarkommen müssen. Welche den Frauen in den Parlamenten einen „feministischen Politikstil" abverlangt, sollte genau überlegen, was das heißen soll. Der Spagat zwischen den beiden Welten ist zwangsläufig und durchaus nicht ungefährlich – jedoch unvermeidbar, wenn der Anspruch realisiert werden soll, einem bis dato kulturfremden Element (Feminismus) in dieser Gesellschaft (Patriarchat) zu subversiver Wirksamkeit zu verhelfen.
Soviel zur Gewalt. Das Problem der Herrschaft braucht meiner Meinung nach an dieser Stelle nicht thematisiert zu werden, weil Feministinnen in der gegenwärtigen Gesellschaft nicht in der Situation sind, Herrschaft i.og. Sinne ausüben zu können.
* Nun zur Ebene des Umgangs mit „uns selbst": Was heißt in diesem Kontext „herrschaftsfrei" und „gewaltfrei"?

These:
Es gibt keine machtfreien Räume. In zwischenmenschlichen Interaktionen stellen sich wegen unterschiedlicher Kompetenz und/oder unterschiedlicher Charisma der Beteiligten stets Machtverhältnisse her – auch unter Frauen. Eine wichtige Frage ist dabei, wie strukturell zu verhindern ist, daß es bei einzelnen Frauen zu einer Machtanhäufung kommt, die sich quasi eigen-dynamisch stabilisiert und damit zur Herrschaft wird, die diese Frauen für Kritik unerreichbar macht und anderen Frauen die Luft und die Lust nimmt, sich einzubringen. Auf der strukturellen Ebene ist dies meiner Meinung nach ein ungelöstes Problem. Transparenz ist eine Grundvoraussetzung für die Kontrolle des Gebrauchs von Macht, aber sie ist keine Garantie gegen Machtkonzentration oder gar Herrschaft. Sicher ist nur, daß ohne Fairness, kritische Selbstbeobachtung und Selbstbeschränkung auf der einen Seite und ohne hartnäckiges Interesse und kritische Aufmerksamkeit auf der anderen Seite das Problem nicht zu lösen ist. Die „Struktur" allein ist kein Allheilmittel.
Wenn es keine machtfreien Räume gibt, gibt es auch keine, die frei sind von struktureller Gewalt i.og. Sinne (jede realisierte Mehrheitsentscheidung ist strukturelle Gewalt) – es sei denn, dereinst ließe sich in jeder Frage das Konsensprinzip befolgen. Dieses behauptet, daß immer ein Kompromiß gefunden werden kann, mit dem alle Seiten leben können. Dies scheitert jedoch manchmal nicht nur an unüberbrückbaren Meinungs- und Interessen-gegensätzen oder mangelnder Kompromißbereitschaft, sondern oft auch an der zur Verfügung stehenden Zeit, die nicht wir selbst uns nach Belieben und Notwendigkeit zur Verfügung stellen können, sondern die durch die Prozesse vorgegeben wird, in die wir uns gerade einmischen wollen. Kurzum: Der von Eva Schäfer eingeforderte „gewaltfreie Raum" scheint mir eine Fiktion zu sein. Gewalt kann nicht einfach mal eben so abgeschafft werden, wir können und müssen jedoch versuchen, zumindest zwischen uns, das Ausmaß so gering wie möglich zu halten.
Eine weitere Frage ist die nach dem Verzicht auf personale Gewalt (Verächtlichmachen, Nicht-Ernst-Nehmen, Ignorieren, Intrigieren, etc.). Eigentlich eine Selbstverständlichkeit und dennoch nicht immer Realität. Ich stimme Eva Schäfer zu, wenn sie zum Ausdruck bringt, daß wir uns selbst verändern sollten, wenn wir die Verhältnisse ändern wollen, aber: Gewaltfreie Verhältnisse stellen sich im zwischenmenschlichen Bereich nicht schon deswegen ein, weil sich die Beteiligten als Feministinnen verstehen und einen anderen Umgang miteinander wollen – zu ausgeprägt sind heutzutage Profilierungsbedürfnisse, Neid, Eitelkeiten, die hypertrophierte Wahrnehmung des eigenen Ich, die Lust an der Herrschaft, die diese gern von der Kompetenz abgekoppelt haben möchte oder das Nicht-Aushalten-Können der Kompetenz anderer und das oft eingeschränkte Vermögen, Konflikte auf der Sach- und nicht auf der Beziehungsebene auszutragen. Es ist eine Illusion zu glauben, daß all die

im Laufe eines Lebens erfahrenen Verletzungen und Verbiegungen, die die eben genannten Verhaltensweisen als Kompensation oder Überlebensstrategie erforderlich gemacht haben, einfach – nur mit ein bißchen gutem Willen – abgestellt werden könnten. Aber wenn wir uns in unserem Anspruch selbst ernstnehmen wollen, müssen wir versuchen, an der Überwindung solcher sozialschädlichen „Lebens-Techniken" zu arbeiten. Allerdings setzt das voraus, daß die Betreffenden selbst ohne diese auskommen können. Nur mit kritischer Selbstreflexion und Hilfe sowie intensivem Training wird das, wenigstens ansatzweise, möglich sein.

Fazit:
Gewalt- und Herrschaftsfreiheit, wie sie Eva Schäfer in ihrem Beitrag als „feministische" Tugenden postuliert, sind in der Gegenwart bestenfalls Visionen, nicht aber etwas, was heute uneingeschränkt lebbar ist – bestenfalls in Annäherungen. Und überhaupt: Was wissen wir denn schon über uns und über unsere Chancen zur Bildung von in sich stabilen Sozietäten, die ohne Ausbeutung und Zerstörung auskommen? Was wissen wir denn JETZT über unser Vermögen, „herrschaftsfrei" und „gewaltfrei" miteinander umzugehen? (siehe z.B. „Berliner Debatte" Hefte 2 und 5 1992: „Ist der Mensch paradiesfähig?"). Nein – die Antworten liegen nicht auf der Hand.
Ich möchte an dieser Stelle vor Utopien (nicht Visionen!) jeder Art warnen, wenn damit die genaue Vorstellung gemeint ist, wie die Welt zu sein hat oder wie sie sein sollte. Wo es umfassende Gewißheiten gibt, was für alle gut ist, ist die Diktatur schon wieder gefährlich nahe. Leider benutzt Eva Schäfer den Begriff „Utopie" ohne zu erklären, was sie damit meint. Wenn sie an anderer Stelle schreibt: „Der Weg ist das Ziel", kann ich ihr nur heftigst zustimmen, jedoch bedeutet dies doch gleichzeitig und zwangsläufig, sich von jedweden Utopien zu verabschieden. Wissen wir denn, was uns auf diesem Weg passiert? Zu welchen Einsichten wir kommen? Wissen wir denn, wie wir werden dabei? Nein – die Utopie ist, wenn Demokratie ernstgemeint ist, nicht beschreibbar. Nur Diktaturen haben fertige Utopien. Ich denke, wir müssen aufpassen, daß wir unsere Sehnsüchte und unsere Wünsche nicht allein schon deshalb, weil wir sie in uns haben, für realisierbar halten. Veränderungen können und müssen versucht werden – nicht nur von Frauen - aber sie werden nur millimeterweise und in einem schmerzhaften trial-and-error-Verfahren geschehen. Ausstieg ist nicht möglich, solange man noch in der Gesellschaft lebt und mit ihr durch tausenderlei Arten von Beziehungen verbunden ist. Der Wunschzustand kann nicht schon heute gelebt werden – oder wir wären keine sozialen Wesen in einem genau definierbaren historischen Kontext. Die heimelige, gewalt- und hierarchiefreie feministische Bewegung gibt es nicht – allenfalls als illusionistische Projektion von begreiflicherweise sehr intensiven Wünschen. Es ist nicht möglich, in der patriarchalen Gesellschaft zu leben und gleichzeitig „das Gepäck patriarchaler Instrumentarien, Denkmechanismen, Handlungsstrukturen, das wir alle tragen, ABZUWERFEN", wie Eva Schäfer es als Voraussetzung für feministische Politik postuliert. Das ist in meinen Augen nichts anderes als der Versuch, ein ahistorisches feministisches Wolkenkuckucksheim zu kreieren.

Eva Schäfer droht, fürchte ich, der Versuchung zu erliegen, eine Ideologie (die der marxistisch-leninistischen Glaubensgrundsätze, wie die DDR-Gerontokratie sie erfunden hat) durch eine andere (die des hier und heute zu lebenden „Feminismus") ersetzen zu wollen. Die Suche nach einfachen Lösungen und neuen Gewißheiten wird jedoch erfolglos bleiben – es gibt sie nicht bzw. nicht mehr.
Allein mit dem inflationären Gebrauch der Begriffe feministisch, patriarchal, gewaltfrei, hierarchiefrei ist dem Problem nicht beizukommen. Das ersetzt die Bemühungen um brauchbare Definitionen nicht und schon gar nicht die Analyse.

Nun zum Unanbhängigen Frauenverband (UFV):
Eva Schäfer sieht die Gründe für die Misere des Verbandes, die vor allem darin besteht, daß die Zahl der Mitfrauen in den knapp 3 1/2 Jahren, die der UFV schon existiert, drastisch abgenommen hat, vor allem im mangelhaft ausgebildeten „feministischen Anspruch" der meisten Mitfrauen und in der „fatalen Verengung von feministischem Politik- und Selbstverständnis".
Sie meint, daß „... vielen Frauen ... die ganze Konsequenz des feministischen Veränderungsanspruchs nicht bewußt war". Göttin! Wir konnten wegen des Anschlusses überhaupt gar nicht erst an den Punkt kommen, wo „die ganze Konsequenz des feministischen Veränderungsanspruches" hätte „bewußt werden können", wie Eva Schäfer schreibt! Wir sind ausgebremst worden lange vor den eigentlichen Nagelproben auf unser feministisches Verständnis und haben uns wiedergefunden in einer Situation, mit der wohl kaum eine in jenen

FEMINISMUS WOHIN?

Herbsttagen ernsthaft gerechnet hat und die sich drastisch von der unseres Losgehens unterschieden hat. Von einem Tag auf den anderen war alles, unsere Hoffnungen, unsere Forderungen, unsere Programme, unsere Pläne, unsere Visionen (ich meine nicht Utopien) Makulatur! Konzepte für diese neue Lage hatten wir ebensowenig wie eine Antwort auf die Strategie, Taktik und die dampfwalzenartige Wirkung des Gegners.
Daraus nun einfach ein Versagen in Bezug auf selbstgestellte Ansprüche zu machen, greift entschieden zu kurz. Masochistische Selbstanklage, der Cinderella-Komplex als kollektives Syndrom des UFV – das ist mir doch ein bißchen zu wenig. Nichts gegen eine kritische Selbstreflexion, nur sollten die Dinge dabei schon möglichst genau benannt und auch die äußeren Umstände nicht vergessen werden, sonst gibt es nur weitere unnötige Verletzungen, Mißverständnisse und Verhärtungen. Überhebblicher Moralismus als Totschlagargument – ob nun gewollt oder nicht – ist das letzte, was uns nützt oder hilft.
Geradezu ärgerlich wird es z.B., wenn Eva Schäfer den Mangel an feministischer Konsequenz belegen will, indem sie behauptet, die UFV-Forderung nach Gleichstellung hätte die Gleichstellung mit Männern gemeint. Ich erinnere mich noch sehr genau daran, daß wir den von Westfeministinnen gebrauchten Begriff der Gleichberechtigung nicht verwenden wollten, weil er auf das Einfordern gleicher Rechte begrenzt zu sein schien und stattdessen den Begriff der Gleichstellung gewählt haben. Mit Gleichstellung war die Gleichheit der Chancen für Männer und Frauen gemeint, jeweils eigene Lebensentwürfe zu entwickeln und umzusetzen, wobei dies zwingend das Infragestellen herkömmlicher, also patriarchaler, Werte und Normen sowie die Entwicklung neuer einschloß.
Offenbar ist es an der Zeit, unsere eigene Geschichte zu schreiben, ehe Erinnerungstrübungen sich verfestigen und wir auf nahezu geheimnisvolle Weise zu etwas mutieren, was wir nie waren.
Es gibt sehr, sehr viele Gründe, die zu der jetzigen Situation des UFV geführt haben – ich möchte hier versuchen, die aus meiner Sicht wesentlichsten zu benennen.
* Warum Frauen weggegangen sind:
- Die Enttäuschung darüber, daß Basisdemokratie in der jetzigen Gesellschaft nicht konsequent und kompromißlos gelebt werden kann, wenn auf der gesellschaftspolitischen Ebene mitgemischt werden soll, war und ist aus meiner Sicht ein ganz zentraler Grund für Frauen, nicht bzw. nicht mehr mitzumachen. Die Geschwindigkeit politischer Prozesse ist unvereinbar mit dem für Basisdemokratie erforderlichen ZeitRAHMEN. Die notwendige Zeit steht nicht zur Verfügung – es ist nicht möglich, vor jeder Reaktion, vor jeder Aktion die Landes- oder Bundeskoordina einzuberufen. Das können wir beklagen, aber es ist von uns nicht beeinflussbar. Deshalb waren bzw. sind Kompromisse notwendig, die dann nicht mehr für alle akzeptabel sind. Zur Erinnerung: Die Einrichtung eines Sprecherinnenrates war ein solcher Kompromiß (s. „Experiment UFV" in: Das Argument Nr. 184, 32. Jg. Heft 6 1990).)
- Basisdemokratie – und sei es eine in Ansätzen – erfordert ein sehr hohes Maß an Verantwortlichkeit, Engagement und eine VERLÄSSLICHKEIT, die bei widrigen Befindlichkeiten nicht einfach aufgekündigt wird. Gunna Bohne schreibt in ihrem Beitrag im letzten Weibblick „Mein feministischer Blick auf die Politik": „Basisdemokratische Netzwerke halte ich für die anspruchsvollste, gefährdetste Alternative überhaupt, weil sie von den wechselnden Befindlichkeiten ihrer Bezugspersonen abhängen, weil die Kopplung von Verantwortlichkeit, Kompetenz, Selbstdisziplin, Ausdauer und Hilfsbereitschaft von jeder Bezugsperson im Netz nicht nur mit Warten, sondern durch Verhalten „gesichert" werden muß. Sonst reißt das Netz!". Dem ist wohl nur noch hinzuzufügen, daß auch die Toleranz bei Abstimmungsniederlagen und die Fähigkeit, Konflikte auf der Sachebene (und nicht auf der Beziehungsebene) auszutragen bzw. auch auszuhalten, zu den Voraussetzungen praktizierter Basisdemokratie gehören. Gerade die Unfähigkeit zu letzterem hat meiner Meinung nach einige Frauen veranlaßt, dem UFV den Rücken zu kehren.
- Der Wahlsieg der Konservativen im März 1990 war gleichbedeutend mit dem Verlust der Vision einer feministischen Gestaltbarkeit der Gesellschaft. Er erzwang einen Wechsel im politischen Selbstverständnis und eine inhaltliche Umorientierung des UFV. Das hat dazu geführt, daß viele Frauen sich vom „großen" politischen Anspruch abwandten und sich in kleinerem Rahmen engagierten oder sich aber ganz in den privaten Raum zurückzogen.
Wir hatten uns unter Prämissen zusammengefunden, die seit 1990 ausnahmslos nicht mehr gegeben waren. Es sind andere Frauen, die im Herbst '89 den Unabhängigen Frauenverband gegründet und in der darauffolgenden Zeit getragen haben, als diejenigen, die unter kapitalistischen Bedingungen eine Frauenvereinigung gründen würden.

Für Feministinnen ist kein konstruktves, kein positives Verhältnis zu diesem Staat findbar. Feministisches Selbstverständnis bedeutet FREMDSEIN in diesem System. Hinzu kommt, daß Ziele sowie Politik- und Aktionsformen, die unter den neuen Verhältnissen Wirkung erzielen, noch nicht oder erst schemenhaft erkennbar sind. Der Ausstieg oder der Rückzug in Nischen, in denen noch etwas bewegbar ist, sind mögliche Wege, mit dieser Situation umzugehen.
- Der LUSTVERLUST ist ein weiterer Grund. Das, worum es jetzt geht, ist nicht gerade lustvoll, denn es sind banale Selbstverständlichkeiten (Frauenberufs- und auch Erwerbstätigkeit, Kitas mit ganztägiger Öffnungszeit zu angemessenen Preisen, bezahlbare Mieten, Recht auf Schwangerschaftsabbruch, Chancen für relativ freie Berufswahl auch für Mädchen etc.), die es schon mal gab – kalter Kaffee – ich kann sehr gut verstehen, daß das keine Frau so richtig „hochreißt". Es ist sicher für viele absolut nicht reizvoll, sich um solche Dinge kümmern zu müssen bzw. zu sollen.
- Die Antizipation der Erfolglosigkeit spielt vermutlich ebenfalls eine große Rolle. Die BRD kommt mir vor wie eine Gummizelle – die Strukturen dieser Gesellschaft sind äußerst stabil und dabei scheinbar unendlich elastisch. Jetzt ist alles erlaubt, was in der DDR verboten war (Demonstrationen, Gründung von Vereinen, Herausgabe von Zeitungen etc.), aber es erzielt in dieser Gesellschaft kaum Wirkung, jedenfalls keine, die in einem angemessenen Verhältnis zum Kraftaufwand stünde. Kaum jemand hört zu, es interessiert nur wenige, es ist völlig unklar, wie in dieser Gesellschaft etwas „von unten" bewegt werden kann, was über den örtlichen Bereich hinausgeht (s. 20 Jahre Kampf gegen 218). Die Ohnmachtsgefühle jetzt sind u.U. stärker als in der DDR, wo selbst relativ bescheidene Aktivitäten Reaktionen auslösten – und sei es seitens der Stasi – und das Gefühl entstand, wenigstens wahrgenommen zu werden. Spürbare Erfolge, wie z.B. an den Runden Tischen sind nicht mehr möglich. Es ist frustrierend, nach der vergleichsweise ungeheuren Leichtigkeit des Anfangs entweder gar nicht oder nur wenig bzw. nur unter entwürdigenden Bedingungen weiterzukommen. Resignierter Abschied aus der Politik ist für manch eine die Konsequenz.
- Es ist auch anstrengend, in den meisten Punkten (d.h. fast immer) gegen das zu sein, was politisch seitens der Herrschenden läuft bzw. was die saturierte Mehrheit dieser Gesellschaft für gut und richtig hält. Es kostet einfach Nerven, fast nie zum mainstream zu gehören und es entsteht dabei manchmal, oft unbemerkt, das Bedürfnis, auch mal auf seiten der Mehrheit zu sein. Die Mutation des feministischen Ansatzes zu einem ausschließlich „realpolitischen", der sich auf das vermeintlich Erreichbare beschränkt, ist dann nahe.
- Ein weiterer Grund ist die Absorption durch Projektarbeit. Der Arbeits- und Zeitaufwand für die Sicherung der Existenz des Projekts kann solche Ausmaße annehmen, daß die inhaltliche Arbeit auf extreme Weise reduziert wird. Der Blick ist dann auch nicht frei für die „große" Politik. Gleichzeitig gibt es bei sehr vielen Projekten ein ausgeprägtes Bedürfnis nach einer feministischen „Denkfabrik". Von dieser werden Ausarbeitungen zu bestimmten, gerade in der öffentlichen Diskussion befindlichen Problemkreisen erwartet, die aufgrund fehlender Zeit, Kapazität und Information nicht in jedem Fall selbst erarbeitet werden können und auf die dann bei eigener Beschäftigung mit dem jeweiligen Problemkreis zurückgegriffen werden kann. Dies bweist das nach wie vor starke Interesse für feministische Politik.
- Der UFV ist eine Organisation mit bezahlten Mitarbeiterinnen. Einerseits wird die Arbeit dadurch effektiver, andererseits ist wohl jede Form der INSTITUTIONALISIERUNG der Frauenbewegung mit der Gefahr verbunden, daß Verantwortung und Aktivität abdelegiert werden an die Frauen, die dafür ja noch Geld bekommen. Die Folge ist nachlassendes Engagement.
- Die Entfaltung des politischen Spektrums der pluralistischen Gesellschaft bringt ein entsprechendes Angebot an möglichen Verortungen mit sich. Parallel dazu findet eine Ausdifferenzierung politischer Ansätze statt, in deren Folge nicht alle dort bleiben, wo sie sich zur Zeit der Wende engagiert haben.
- Der Vorrang des Gesellschaftlichen vor dem Persönlichen war in der DDR Bestandteil des Bewußtseins. Dies hatte u.a. zur Folge, daß die eigenen Interessen und Bedürfnisse oft den „gesellschaftlichen Notwendigkeiten" untergeordnet bzw. nicht einmal wahrgenommen wurden. Dies ändert sich jetzt für viele. Sie sind jetzt auf dem Weg „zu sich selbst" – die eigene Befindlichkeit wird in bisher unbekanntem und unerprobtem Maße wichtig und bedeutsam. Das führt bei einigen Frauen zu einem vorübergehenden oder dauerhaften Ausstieg aus dem politischen Engagement.

* Warum Frauen nicht zu uns gekommen sind:
- Die Probleme der alltäglichen Existenzsicherung (Job, Mieten, Kita, Schule etc) absorbieren viel Kraft und Zeit. Der Umgang mit ungewohnten Proble-

men, mit existentiellen Gefährdungen, Ängsten, Ungewißheiten etc. muß erst gefunden werden – da ist der Gedanke an ein politisches Engagement nicht unbedingt der naheliegendste.
- Die allg. Verdrossenheit GEGENÜBER POLITISCHEN ORGANISATIONEN befällt auch Frauen. Die Lethargie ist allgemein und die Wut (noch?) diffus, ein konkreter Zielpunkt dafür ist nicht oder kaum auszumachen. Der Weg in eine politische Organisation ist für viele z.Zt. nicht akzeptabel.
- DDR-Frauen haben, von einigen wenigen abgesehen, das Kämpfen um eigene Interessen nicht praktiziert. Zum überwiegenden Teil haben sie auch nicht die Erfahrung machen können, daß sich mit politischem Engagement etwas erreichen und verändern läßt. Die Notwendigkeit des Selbst-Bewegens wird daher auch heute noch nicht von jeder an Veränderung interessierten Frau gesehen.
- Aufgrund des politischen Ansatzes, unserer Forderungen, Aktionen und Äußerungen ist der UFV im politischen Spektrum als „links-feministisch" verortet worden – nicht nur in den Medien, sondern auch durch andere politische Organisationen oder staatliche Institutionen (wie das z.B. die Einstellungspraxis gegenüber Frauen, die sich offen zu ihrer Mitgliedschaft im UFV bekannt haben, gezeigt hat). Dieses Etikett, insbesondere aber wohl der feministische Anspruch, hat in seiner Radikalität sicher einige verschreckt. Die Forderung nach ersatzloser Streichung des 218 oder die Frage der Anwesenheit von Männern in Frauenräumen waren z. B. solche Knackpunkte.
Für die Frauen, die noch immer dabeisind, wird es zunehmend schwieriger bzw. unmöglich, auf die Anforderungen und Notwendigkeiten zu reagieren und den eigenen Ansprüchen gerecht zu werden. Meiner Meinung nach gibt es eine kritische Grenze bzgl. der Zahl der MitgliederInnen, unterhalb der eine Organisation so stark vom Engagement jeder/s einzelnen abhängig wird, daß sie instabil wird und ihre Fortexistenz gefährdet ist.
Ich meine, wir haben nur die Chance, mit rücksichtsloser Klarheit und Schärfe unsere Situation zu analysieren, unser politisches Selbstverständnis klar zu definieren, den gemeinsamen politischen Ansatz und den Spaß miteinander zu suchen bzw. zu schaffen. Nur so kann der UFV wieder stärker öffentlich präsent und ansprechbar werden für interessierte Frauen und nur dann ist auch ein Einmischen auf der politischen Ebene wieder stärker möglich. Eine Alternative gibt es nicht. Ideen sind da und ich hoffe, daß der 5. Kongreß des UFV entscheidende konkrete Schritte zurück auf die politische „Bühne" aufzeigen wird. ♀

WEIBBLICK • WEIB·

Dr. Petra Sammler
Philosophin

OLGA – „LIEBE UND GLAUBE BESTEHEN FORT …"

Ich lernte Olga im Herbst 1992 in Moskau kennen. Am Rande eines großen Frauenkongresses trafen wir auf eine Gruppe Künstlerinnen. Gemeinsam mit anderen Frauen hatten sie die Gruppe „Molli" (Moskovskoje Objedinenje Lesbijanok Literaturij i Iskusstva) gegründet. Die Gruppe ist eng verbunden mit der Moskauer KünstlerInnenszene. Treffpunkt ist eine private Wohnung. Der Einladung der Frauen zu sich nach Hause folgten wir gern.

Aus einem Gespräch mit Olga Ganeewa im Juni 19911:

… ich heiße Olga Ganeewa.
Vor vier Jahren, ich war damals 17 , lernte ich in Leningrad ein Mädchen kennen. Sie war zwei Jahre älter als ich. Zuerst waren wir nur befreundet, doch mit der Zeit wurde daraus Liebe. Über Homosexualität wußte ich damals überhaupt nichts.
Eines Tages ertappte uns eine Erzieherin nackt zusammen im Bett. Ich mußte vor dem Pädogogischen Leiter, dem Parteisekretär und dem Direktor eine Erklärung abgeben. Sie rieten mir, zum Psychiater zu gehen und sagten, ich hätte eine schwere psychische Krankheit. Um wieder mit normalen Menschen Umgang haben zu können, müßte ich mich heilen lassen. So in der Gesellschaft weiter zu leben, wäre unmöglich.

Ich wurde in die Psychiatrische Klinik „Stepanowa-Skworzowa" unweit von Leningrad eingewiesen.
Sie sperrten mich zusammen mit psychisch Schwerstkranken in ein Zimmer. Dieses Zimmer durfte ich nur verlassen, um zur Toilette zu gehen oder zum Essen. Von den Injektionen – Sulfasin und Animasin – hatte ich ständig fürchterliche Kopfschmerzen. Nach den Spritzen kam gewöhnlich der Oberarzt zu mir und stellte mir viele Fragen. Ich kann mich heute weder an die Fragen erinnern, noch an meine Antworten. Auf diese Art verbrachte ich 14 Tage in dieser Klinik. Der Arzt versuchte mich zu überzeugen, daß „zusammen sein" mit einer Frau psychisch krank sei. Doch ich konnte nicht verleugnen, was mir wichtiger ist, als alles andere.
Meine Freundin durfte nicht zu mir. Ich sah sie nur aus dem Fenster. Mit ihr sprechen durfte ich nicht.
Nach einer zweiwöchigen „Heilung" ließ man mich nach Hause, aber ich stand weiterhin unter Beobachtung. Ich durfte mich nicht mit meiner Freundin treffen, mußte pünktlich im Internat sein, wo ich wohnte, durfte nicht zu spät zu meinem Erzieher kommen.
In der Poliklinik des Wohnbezirkes gab es für mich eine gesonderte Karte. Sie fragten mich täglich aus über meine Freunde, was ich mir für diesen Tag vorgenommen hätte, über meine Freundin ...
Heute lebe ich in Moskau und beschäftige mich mit Musik. Ich lebe sehr zurückgezogen, habe ständig Angst und muß an die Zeit im Krankenhaus denken. Es fällt mir schwer, Kontakt zu anderen Leuten zu finden, ich verberge mein Leben vor Heterosexuellen, mit denen ich zu tun habe.
Sie halten uns für psychisch krank. Die Gesellschaft lehnt uns ab und erniedrigt uns. Viele Lesben heiraten nur, weil sie diese Situation nicht ertragen können. Die Gesellschaft verurteilt uns, weil sie der Meinung sind, wir seien pervers oder verrückt. Die Gesellschaft verfolgt Homosexuelle und das zeigt die ganze Verlogenheit der „Reformen" in unserer Zeit.
Nach dem Irrenhaus habe ich mich minderwertig gefühlt, ich glaubte, daß ich tatsächlich verrückt sei. Vor allem und allen hatte ich Angst. Nicht nur, daß ich nicht mehr mit den Leuten reden konnte, ich konnte sie nicht einmal mehr ansehen. Es ging sogar soweit, daß ich nicht einmal mehr zu meiner Freundin gehen konnte, Angst vor ihr hatte.
- Warum hattest Du Angst?
Ich weiß nicht. Gebranntes Kind scheut das Feuer, vielleicht. Ich wurde ja kontrolliert. Bekannte, Lehrer riefen bei mir an und fragten: „Na, wie geht's?" Wie sollte es gehen. Lena. die Freundin wartete. Wartete, daß ich von selbst wieder zu mir finden würde. Sie hatte mir Sachen ins Krankenhaus gebracht, als ich entlassen wurde. Danach hatten wir uns kaum noch gesehen. Für sie war das auch alles wie ein böser Traum. Und was lehrt uns all das: wir müssen vorsichtig sein, unsere Gefühle vor der Gesellschaft verstecken. Es ist nicht möglich einfach zu lieben und die Augen vor allem zu verschließen.
Wir treffen uns jetzt nicht mehr. Ich bin aus Petersburg weggezogen, nach Moskau.
- Hast Du wieder eine Freundin?
Nein. Das ist eine schwierige Frage. Die Liebe zu einer Frau ist für mich etwas Besonderes, nicht einfach ein physiologisches Verhältnis. So eine Liebe gibt mir Halt.
- Was schätzt Du an Frauen und was an Männern?
An Frauen – die Seele. An Männern? Ich bin mit ihnen befreundet, auf einer rationalen Ebene. Ein Ideal kann ich da nicht sehen. Aber wenn du liebst, dann ist das wahrschweinlich das Ideal.
- Hat sich Dein Leben in Moskau verändert?
Ja, natürlich. Es war ein stürmisches Jahr! Verluste ... Aber ich weiß: ich möchte so sein, wie ich bin. Die Musik ist das wichtigste in meinem Leben ... Ich bin abergläubig und möchte nicht viel darüber reden.
Was die Gesellschaft betrifft, bin ich pessimistisch. Die Gesellschaft degradiert. Man muß nach Vervollkommnung streben. Wenn es eine intellektuelle Revolution gibt, wird man uns annehmen und achten, denke ich.
Ich gehöre zu der Art von Menschen, die über sich nachdenken, sich analysieren. Nach dem Klinikaufenthalt sind Liebe und Glaube nicht verschwunden. Ich habe wieder Kraft gefunden und ein noch größeres Bedürfnis zu leben und anderen zu helfen – zu kämpfen.
Wir müssen zusammenstehen – Rußland und der Westen.
Meinen Schwestern wünsche ich vor allem Liebe. Wahrhaftig und Groß.
Wir müssen einander achten und beschützen,ja gerade wir, Frauen, sollten Poetinnen sein.

Das Gespräch führte Mila E., Petra Sammler übersetzte.
Übrigens: Zwei Liedermacherinnen aus Moskau – Elena Frolowa und Wera Jewuschkina – treten am 7. Juli 1993 mit Liedern zu Texten von Marina Zwetajewna und Anna Achmatowa im Liederc-Cafe der Kulturbrauerei auf. Nichts wie hin! ♀

Graue Panther"

SeniorInnen setzen zum Sprung an. Sie wehren sich gegen Armut und Rechtlosigkeit im Alter. Nach 15jähriger Aufbauarbeit sind es immerhin 30.000 Mitglieder in mehr als 200 Außen- und Kontaktstellen. Satzung und Pragramm dienen nur dem einen Ziel: Auch dem älteren Menschen eine individuelle Lebensführung und Schutz vor jeder Art von Entmündigung zu gewährleisten. Sie fordern z.B. eine gesetzliche Mindestrente à la Beamtenmindestpension ohne eigene Einzahlung; Entwicklung und Ausbau neuer Wohn-, Lebens-und Arbeitsformen; die zustehenden Pflegegelder gehören in Eigenverantwortung und sollten nicht der Pauschalgewalt der Wohlfahrtsverbände oder anderer Heimträger zufallen; u.a.
„Graue Panther" setzen sich für Hilfe vor Ort ein und sind im Laufe ihrer engagierten Arbeit zu einem Ort des Vertrauens geworden. Jedoch ohne die vielen jungen Menschen, die in dieser Organisation tätig sind, könnte es nicht gehen.
Kontakt: Seniorenschutzbund „Graue Panther" e.V., Rathenaustr. 2, W – 5600 Wuppertal 2, Tel.: 02 02/ 66 55 43 ♀

Senioras" e.V.

Ein Selbshilfeprojekt, initiiert von Jutta Janz, im Prenzlauer Berg Berlin. Hier finden sich derzeit ca. 15 – 20 ältere Menschen regelmäßig zusammen. „Senioras" arbeiten generationsübergreifend, d.h., sie treffen sich in Gesprächskreisen, zu regelmäßigen Veranstaltungen und haben neuerdings ein Kontaktfrühstück eingerichtet, wo sich ältere Leute ihre Sorgen vom Herzen reden können, wo ihnen zugehört wird und geholfen werden kann. Die Frauen kommen aus allen Schichten der Bevölkerung. Es sind arbeitslose Frauen, Vorruheständlerinnen, Hausfrauen und Rentnerinnen. Meistens wohnen sie im Kiez. Im September 92 hat sich eine Theatergruppe gegründet, die schon auf beträchtliche „Bühnenerfolge" zurückblicken kann.
Es ist ein ruhiger, ein gemütlicher Ort. Es ist eine wichtige Arbeit. Jedoch wurden bisher weder eine feste, noch ABM-Stellen wieder genehmigt. Sei November 1992 arbeiten die Frauen ehrenamtlich!

Kontakt: „Senioras" e.V., Jablonskistr. 11a, O – 1055 Berlin ♀

WAS BLEIBT?

Margarethe Zander
Sozialwissenschaftlerin

Altersforscher wie L. Rosenmayr sehen mit dem Alter auch die Chance einer „späten Freiheit" verbunden, d.h. die Möglichkeit, jenseits von Alltagszwängen (Erwerbstätigkeit, Kinderbetreuung u.s.w.) ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Wie immer man zu dieser Vorstellung – von der späten Erfüllung und Selbstfindung stehen mag – eines ist sicher: diese Möglichkeit hat nur, wer materiell abgesichert ist. Für viele alte Menschen – insbesondere für Frauen – trifft dies nicht zu.

ALTERSARMUT: EIN FRAUENPROBLEM

Rente ist nicht gleich Einkommen, aber … Sozialhilfe im Alter häufiges Frauenlos.

Wer mit statistischen Zahlen zu den niedrigen Frauenrenten an die Öffentlichkeit geht, der oder dem wird schnell entgegengehalten, daß Rente nur eine, aber nicht die einzige Einkommensquelle im Alter sei. Die Rentenhöhe allein gebe noch keine hinreichende Auskunft über die tatsächliche Einkommenssituation von Personen oder Haushalten. Das stimmt zwar – die Lebenslagen im Alter sind natürlich von sozialer Differenzierung und Vielfalt geprägt. Keine Frage: Es gibt auch alte Menschen, die nicht auf Renteneinkommen angewiesen sind und auch solche, die ein auskömmliches Renten- oder vor allem Pensionseinkommen haben.

Wir befassen uns aber mit einem sozialpolitischen Defizit-Aspekt, der nicht oft genug öffentlich gemacht werden kann, um auf den dringenden Reformbedarf hinzuweisen. Denn: Derart niedrige – seien es nun eigene oder abgeleitete – Rentenansprüche von Frauen haben zur Folge, daß ältere Frauen in vielen Fällen in Armut leben müssen. Laut Auskunft der Bundesregierung sind es ca. 500.000 Frauen (und ca. 130.000 Männer über 60 Jahren), die Sozialhilfe in Form von Hilfe zum Lebensunterhalt beziehen (Antwort auf eine Große Anfrage der GRÜNEN in der 12. Legislaturperiode). Von den über 75jährigen beziehen sogar 11% Sozialhilfe.

In Wirklichkeit hätte eine weit größere Zahl Anspruch auf Sozialhilfe – die vorausgegangene Analyse legt diesen Schluß nahe. Eine Studie des Kölner Instituts für Sozialwissenschaft und Gesellschaftspolitik (ISG) (Hartmann, 1983) zufolge ist die Dunkelziffer, d.h. die Zahl derjenigen, die ihren Sozialhilfeanspruch vor allem aus Scham oder Rücksicht gegenüber ihren unterhaltspflichtigen Kindern nicht geltend machen, gerade bei alten Frauen besonders hoch (ca. 50 %).

Wenn von Armut in der Bundesrepublik die Rede ist, wird schnell auf die Sozialhilfe verwiesen. Armut gebe es in der Bundesrepublik eigentlich nicht, da – bei nachgewiesener Bedürftigkeit – doch Anspruch auf Sozialhilfe bestehe. Das klingt – angesichts derhohen Dunkelziffer, d.h. der Nicht-Inanspruchnahme von Sozialhilfe trotz Berechtigung, nachgerade zynisch. Neben der Rücksicht auf unterhaltspflichtige Angehörige wirkt auch die Scheu vor dem Behördengang abschreckend. Eine weitere Hürde besteht sicherlich auch darin, daß SozialhilfeempfängerInnen ihre materiellen Verhältnisse fremden Menschen offenlegen müssen. Außerdem ist der Sozialhilfebezug immer noch mit dem Stempel der Armutsverwaltung behaftet, was durch eine oft diskriminierende Gewährungspraxis verstärkt wird.

In einer Gesellschaft, in der soziale Anerkennung weitgehend über die Teilnahme am Konsum erfolgt, bedeutet Konsumverzicht soziale Ausgrenzung. Das derzeit geltende Sozialhilfeniveau ermöglicht den Betroffenen nur eine sehr begrenzte Teilhabe am sozialen Leben. Man kennt es aus der Warenkorb-Diskussion: zwei Flaschen Bier im Monat für den Besuch und eine halbe Kinokarte, die später dann auf eine ganze erhöht wurde.

Das derzeitige Sozialhilfe-Niveau ist eindeutig zu niedrig: seit Jahren wird von Betroffeneninitiativen und Fachwelt darauf hingewiesen, zuletzt mit dem Armutsbericht des DPWV. Zu einem durchschnittlichen Regelsatz von 450 DM kommt noch ein 20%iger Mehrbedarf fürs Alter; Miete und Heizkosten müssen in voller Höhe übernommen werden. Daneben besteht noch Anspruch auf sogenannte einmalige Leistungen (z.B. für Kleidung, Hausrat u.s.w.), die allerdings nur auf Antrag gewährt werden. Je nach Miethöhe dürfte einer alleinstehenden alten Person durchschnittlich ein Niveau von ca. 900 bis 1000 DM zustehen. Viele dürften diesen vollen Anspruch jedoch auch mangels allgemein zugänglicher Information nicht voll ausschöpfen.

Einkommensarmut im Alter hat für die Betroffenen weitreichende negative Folgewirkungen: so leben viele alte Menschen in ungesunden Wohnverhältnissen,

in sog. Substandardwohnungen (ohne Bad, Zentralheizung, wenig altengerecht). Sozialhilfebezug oder armutsnahe Einkommen erfordern Einschränkungen nicht nur beim Konsum, sondern auch bei der Teilhabe am sozialen Leben, d.h. z.B. Einschränkungen bezüglich der Mobilität, sofern diese nicht durch kommunale Sozialpässe oder ähnliche Angebote ermöglicht wird.

Solche Einschränkungen treffen alte Frauen insofern doppelt hart, als sie ohnehin – infolge des Ungleichgewichts im zahlenmäßigen Verhältnis zwischen den Geschlechtern – viel häufiger in

Einpersonenhaushalten leben und von sozialer Isolation bedroht sind: über 80 % der alleinlebenden alten Menschen sind Frauen (Witwen, Geschiedene, Ledige), fast jede zweite Frau über 65 lebt allein – dagegen nur jeder siebte Mann.

Rentenrecht orientiert sich an männlicher Normalbiographie

Die Höhe der Rente errechnet sich im wesentlichen aus dem durchschnittlich erzielten Erwerbseinkommen und der Versicherungsdauer, d.h. aus Anzahl und Höhe der bezahlten Beiträge. Berücksichtigung findet zudem das Verhältnis des individuellen Einkommens zum durchschnittlichen Einkommen aller Versicherten. Bei allen diesen – für die individuelle Rentenhöhe entscheidenden – Faktoren schneiden Frauen in der Regel schlechter ab als Männer.
Das bundesrepublikanische Rentenrecht orientiert sich an der sogenannten männlichen Normalbiographie, d.h. an lebenslanger Vollzeiterwerbstätigkeit. Auf diesem Leitbild fußt jedenfalls der häufig zitierte Standardrentner mit seinen 45 Versicherungsjahren und durchgehend durchschnittlichem Einkommensbezug. Nur so wird eine Rente in Höhe von ca. 68 % des durchschnittlichen Lebenseinkommens erzielt (1990: 1727 DM).

Ursachen der strukturellen Benachteiligung von Frauen

Formal sind die Frauen im Rentenrecht natürlich gleichgestellt, d.h. für sie gelten dieselben Gesetze und Regelungen wie für Männer. Strukturell werden die Frauen aber benachteiligt, weil die zugrundegelegten Normen an der Lebensrealität der meisten Frauen vorbeigehen.

Merkmal der weiblichen Normalbiographie ist die Diskontinuität der Erwerbsverläufe

Die Lebensrealität der meisten Frauen ist nach wie vor durch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung geprägt. Es sind immer noch – von einigen wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen – die Frauen, die ihre Erwerbstätigkeit wegen familiärer Verpflichtungen, insbesondere wegen Kindererziehung oder Pflege von Angehörigen, unterbrechen; Frauen weisen deshalb keine so durchgängigen Erwerbsbiographien auf wie Männer. Dies trifft insbesondere für die heutigen Rentnerinnen zu, die in der Regel lange Unterbrechungszeit – die sog. Familienphasen – hatten.
Gegenwärtig zeichnet sich demgegenüber eher ein Trend zu kürzeren Unterbrechungen der Erwerbsarbeit ab, d.h. die Frauen sind bestrebt, möglichst nach dem Erziehungsurlaub wieder in den Beruf zurückzukehren oder zumindest eine Teilzeitarbeit aufzunehmen. Die Unternehmen – v.a. größere – unterstützen diese Tendenz, besonders bei qualifizierten Frauen. Wie sich die erneute Verlängerung des Erziehungsurlaubes auf drei Jahre – wobei maximal zwei Jahre Erziehungsgeld bezogen werden kann – auf seine Inanspruchnahme auswirken wird, ist abzuwarten. Voraussichtlich werden die meisten Frauen durchschnittlich kürzer unterbrechen. Das Problem ist nicht nur die Unterbrechung, sondern vor allem auch der schwierige Wiedereinstieg.

Geschlechtsspezifische Segmentierung des Arbeitsmarktes und weibliche Lohndiskriminierung

Frauen werden nach wie vor im Erwerbsleben diskriminiert, d.h. ihnen wurden bislang und werden immer noch die schlechter bezahlten Tätigkeiten und weniger attraktiven, niedrigeren Positionen auf dem Arbeitsmarkt zugewiesen; Frauen verdienen (im Westen) durchschnittlich ca. 30 % weniger als Männer, selbst wenn sie Vollzeit arbeiten. Daran hat sich durch formale Gleichheitsgebote wenig geändert. Die gewerkschaftliche Strategie „gleicher Lohn für gleiche Arbeit" hat – vor allem mittelbare – Diskriminierungen nicht beseitigt; auch in den Gewerkschaften haben letztlich die Männer das Sagen, wird die Politik von männlicher Sichtweise und vorwiegend von männlichen Interessen bestimmt.

Teilzeitarbeit mindert Rentenansprüche – Ausschluß bei sozialversicherungsfreien Jobs

Reduzierte Arbeitszeiten kommen ohne Zweifel den Zeitbedürfnissen von Frauen entgegen, da die Vereinbarkeit von Beruf und Leben mit Kindern immer noch weitgehend ihnen überlassen bleibt. Indem Frauen individuelle Lösungswege dafür finden, zahlen sie auch den Preis und dieser heißt: nichtexistenzsichernde Einkommen trotz Erwerbsarbeit und vor allem unzureichende Altersabsicherung. Es sind fast ausschließlich – zu ca. 90 % – die Frauen, die in schlechtbezahlten Teilzeitjobs

oder ungeschützten Beschäftigungen arbeiten, d.h. nur unzureichend oder gar nicht sozialversicherungspflichtig abgesichert sind.
Dies ist eine Entwicklung, die in den letzten Jahrzehnten in der alten Bundesrepublik eine rapide Ausweitung erfahren hat: neuesten Daten zufolge soll es mittlerweile ca. 7 Mio. sogenannter gerinfügiger Beschäftigungen geben (Stand: 1991). Wer weniger als 15 Stunden pro Woche arbeitet, ist weder arbeitslosen- noch rentenversichert. Dennoch sehen sich viele Frauen gezwungen, solche Jobs (insbesondere im Dienstleistungssektor: Handel, Gastgewerbe, Reinigungswesen) anzunehmen.

Unbezahlte Arbeit der Frauen findet keine oder zu geringe Berücksichtigung

Die eigentliche Ursache der weiblichen Benachteiligung in der Rentenversorgung ist also darin zu sehen, daß Frauen die Zuständigkeit für die unbezahlte Haus- oder Familienarbeit zugewiesen wird: daher rühren die längeren Unterbrechungszeiten, aber auch die Schlechterstellung im Erwerbsleben. Während andere sogenannte Ausfallzeiten wie Ausbildungszeiten, Zeiten von Krankheit und Erwerbslosigkeit, vor allem die Wehr- und Ersatzdienstzeiten von Männern (zu 100 % des durchschnittlichen Versicherten-Einkommens) längst schon aufgrund des sozialen Ausgleichsprinzips angerechnet wurden, ist eine solche Anrechnung für Kindererziehungszeiten erst 1986 eingeführt worden.
Die Anrechnung von Kindererziehungszeiten ist aber völlig unzureichend: zunächst wurde hierfür nur das erste Lebensjahr des Kindes mit einem monatlichen Rentenerhöhungsbetrag von 31,10 DM (Stand: 1991) angerechnet, d.h. lediglich mit einem Rentenwert bemessen, der 25 % unterhalb des durchschnittlichen Rentenwertes liegt – Wehr- und Ersatzdienstzeiten werden demgegenüber höher bewertet (mit 100 %).
Die von Frauen geleistete, unbezahlte Arbeit findet immer noch keine gebührende Berücksichtigung im Rentenrecht.

Was brachte die Rentereform 1992?

Kindererziehungszeiten verlängert?
Die Kindererziehungszeiten für nach 1992 geborene Kinder wurden auf drei Jahre ausgeweitet; diese Regelung wirkt sich jedoch nur für die heute jüngeren Frauen, die frühestens in 25 bis 30 Jahren in Rente gehen werden, positiv aus, nicht für die heute älteren Frauen mit langen Unterbrechungszeiten.

Berücksichtigungszeiten neu eingeführt

Als neue rentenrechtliche Zeiten wurden „Berücksichtigungszeiten" für Kindererziehung (bis zum 10. Lebensjahr des jüngsten Kindes) und für Pflegetätigkeit eingeführt. Um einem häufigen Mißverständnis vorzubeugen: diese Zeiten werden nicht wie Zeiten mit Beiträgen angerechnet (wie z.B. die Kindererziehungszeiten) – damit werden lediglich Versicherungslücken für die Gesamtleistungsbewertung geschlossen, d.h. diese Zeiten wirken sich nur für die Bewertung von versicherungsfreien Zeiten (wie Ausbildung) positiv aus. Außerdem zählen solche Zeiten für die Erfüllung von Wartezeiten (z.B. bei der Rente nach Mindesteinkommen, für die zukünftig eine Versicherungsdauer von 35 Jahren vorausgesetzt wird).

Rente nach Mindesteinkommen verlängert

Verlängert wurde auch die „Rente nach Mindesteinkommen", eine Regelung, derzufolge bei langjähriger Erwerbstätigkeit (früher 25, jetzt 35 Jahre unter Hinzuziehung von Berücksichtigungszeiten) sogenannte Niedrigrenten auf ein Niveau aufgestockt werden, das oberhalb der Sozialhilfe liegt. Damit sollte vor allem ein Ausgleich für Lohndiskriminierung geschaffen werden, indem niedrige Rentenwerte auf 75 % des Durchschnitts aller Versicherten angehoben werden.

Die Altersgrenzen angehoben

Mit der stufenweisen Anhebung des Rentenalters auf 65 Jahre werden Frauen zukünftig nicht mehr mit 60 Jahren – also früher als Männer – in Rente gehen (galt bislang als Ausgleich für Doppelbelastung). Während einer Übergangsphase ist zwar ein Rentenbezug ab 62 Jahren noch möglich – allerdings müssen erhebliche versicherungsmathematische Abschläge hingenommen werden. Das werden sich vor allem Frauen angesichts ihrer niedrigen Renten nicht leisten können.

Fazit:

Unterm Strich gab es bei dieser Reform auf Frauenseite sowohl Verliererinnen wie auch Gewinnerinnen. Gewinnerin-

nen werden vor allem die Frauen sein, die dem zugrundeliegenden Frauenleitbild entsprechen: d.h. ihre Erwerbstätigkeit in der Phase der Kindererziehung für längere Zeit unterbrechen. Als nicht durchsetzbar erwies sich jedoch ein weiteres Mal eine Mindest- oder Grundrente, womit man auf eine grundsätzliche Beseitigung von Altersarmut verzichtet hat. ♀

i NFOS

LAND BRANDENBURG

NOT AN DER FRAU – LESBE!

Betrifft Lesbenbeauftragte im Land Brandenburg, Sitz Potsdam. Zum 30.6.93 beendet Maike Franke ihre Tätigkeit als Lesbenbeauftragte im Land Brandenburg. Maike ist neben Kathrin Sohre (Stadt Leipzig) die einzige ostdeutsche Lesbenbeauftragte. Bislang gibt es keine Frau, keine Lesbe, die ihre Arbeit weiterführen will. Falls sich keine Nachfolgerin findet, wird diese Stelle gestrichen. Das darf nicht möglich sein! Frauen, Lesben traut Euch!
Ruft an bei: *Maike, 0331/21475*

BERLIN

Nicht nur für Nachtschwärmerinnen: Sie ist wieder da – das kleine Frauenbuch „Berlin – Stadt der Frauen". Aktualisiert, ergänzt und viele Sachen neu recherchiert, gibt diese Broschüre nicht nur Geheimtips für Nachtschwärmerinnen. Sie führt auch in die schönsten Frauen-Zimmer Berliner Hotels und Pensionen, weist frauenfreundliche Wege ins Grüne und führt natürlich zu den besten Shopping-Meilen. Die Broschüre „Berlin – Stadt der Frauen" ist für DM 6,90 in der *FRAUENINFOTHEK am Hackeschen Markt, Dircksenstraße 47, 0-1020 Berlin in der Zeit von Di-Sa 10.00-20.00 Uhr erhältlich.*
Übrigens: Sucht Frau für eine Nacht Quartier, dann kann geholfen werden. Über vierzig Privatanbieterinnen sind in der FRAUENINFOTHEK erfaßt, wo Touristinnen für eine Nacht oder länger unterkommen können.

KENNEN WIR UNS NICHT ODER WIE KLINGT BERLIN?
Prenzlauer Berg – Frauen – Begegnung – Kreuzberg
Welche Frauen haben Lust, mitzumachen?
- Rundgänge: Wie leben wir in unseren Bezirken?
- Bild- und Toncollage-Ausstellung: Was möchten wir über unsere Begegnung mitteilen?
- Bau einer Klangplastik aus Fundstücken: Wie klingen unsere Bezirke?

Zeit: Mai und Juni 1993; Kosten: DM 40;
Kontakt: *Projekt frauenKreise, Kremmener Str. 9-11, 0-1058 Berlin; Tel.: 215 8036 (Anrufbeantworter).*

SENIORINNEN
1. Seniorenforum: Mitsprache der Älteren im Kiez
Es findet am 2. Juni 1993 um 14.00 Uhr im Senioreneck, Irenenstr. 21a (Nähe U- u.S-Bahn) statt. Bezirksverordnete und -Stadträte beantworten Ihre Fragen.

Das Forum zum 2. Tag der Lichtenberger Senioren, am 4. Juni 1993, 17.00 Uhr zum Thema: soziale Absicherung für Senioren in Europäischen Ländern, findet im Saal des Kulturhauses Karlshorst, Treskowallee 12 statt. Veranstalter: Bezirksamt Lichtenberg, Abt. Sozialwesen. (hoffentlich sind auch in jeder Hinsicht die Seniorinnen angesprochen. d.Red.)

FÖRDERKREIS DEMOKRATISCHER WISSENSCHAFTLERINNEN (FÖDEWI)
bietet eine neue Reihe für WissenschftlerInnen aus unterschiedlichen Forschungszusammenhängen als ein öffentliches Forum des wissenschaftlichen Disputs an.
Kontakt: *Netzwerk Wissenschaft, Eichendorffstr. 16, O – 1040 Berlin*

DEUTSCHER FRAUENRAT
fordert ein regionales Vorbereitungstreffen zur 4. Weltfrauenkonferenz 1995 in Peking Kontakt: *030/ 23 86 86 5 bzw. 6*

POTSDAM

Bine e.V. (Bisexuelles Netzwerk), PF 1034, O – 1136 Berlin,
27.6.93 von 16 – 24 Uhr – Multisexuelle Dampferfahrt, mit Kulturprogramm, Band, Disco, Essen, Trinken und anderen Genüssen
Abfahrt: 16 Uhr Potsdam, Hafen (Lange Brücke); 17 Uhr Wannsee
Kosten: 25,-DM ermäßigt; 30,-DM voll; 35,-DM Abendkasse
Kontakt: BINE, Pf.1034, 1136 Berlin; Sonntagsclub e.V., Rhinower Str. 8, 1058 Berlin

BINE e.V. lädt ein! Zum ersten bisexuellen Aktions-und Spaßwochenende anläßlich des Christopher Street Day.
Ort: 24. – 27.6.93
Kosten: 100,-DM – 150,-DM; Kontakt s.o.

ERFURT

LESBENTREFFEN UND LESBENFEST: Freitag bis Sonntag, 20. bis 22. August 1993! Wenn Ihr dazu Lust oder auch noch Ideen habt, ruft Freitags beim Erfurter Lesbentelefon: 0361-6421383 an oder kommt donnerstag von 10.00 bis 22.00 Uhr in der „Brennessel„, Th.-Müntzer-Str. 20 vorbei. (Info entnommen: frau anders, heft 2/93, S. 22)

MÄDCHENZUFLUCHT
Kontaktaufnahme erfolgt direkt telefonisch, über die Anlaufstelle im Mädchenzentrum, über Vermittlung von Ämtern, Einzelpersonen. Aufnahme erfolgt grundsätzlich auf der Basis der Freiwilligkeit. Der Aufenthalt sollte drei Monate nicht überschreiten.
Trägerin: Mädchenprojekt, Nordstr. 17, 5066 Erfurt, Tel.: 2110216,
Mädchenzuflucht: Tel.: 2 110 196 – ständig erreichbar

HALLE

hat wieder ein Frauencafe: „Weiberwirtschaft„. Die Weiberwirtschaft soll Kommunikationszentrum für Frauen, Lesben und Mädchen aller Nationalisäten sein. Ort: Harz 1, 4020 Halle, Samstags ab 20.00 Uhr.
Der Sitz des UfV-Büro ist in der Gr. Klausstr. 11, „Reformhaus„. (Info entnommen: Info-blatt „homo sum„ des BBZ lebensart e.V., Magdeburger Str. 34, 4020 Halle)

FRANKFURT/A.MAIN

10.- 12.September93 findet im Jugendhof im Bessinger Forst bei Darmstadt das 4. Bundesweite Tischlerinnentreffen statt.
Infos und Anmeldungen: A. Keller, Lindenschneiderstr. 10,
W – 6230 Frankfurt 80

NIEDERLANDE/AMSTERDAM

Das Lesbisch Archief in Amsterdam ist geöffnet: Mo. 13-17; Di. 13. 18.30-22.30; Fr.13-17 Uhr; Ort: Eerster Helmersstraat 17 I, 1054 CX Amsterdam.
Im Frauencafe/Kneipe Saarein in der Elandstraat 119 zum Beispiel oder im Frauenbuchladen Xantippe in der Prinzengracht 290 (Di-Fr. 15-18 Uhr, Sa. 10-17) liegen kostenlos das KulturInfoBlatt „luna„ – Uitgaanskrant voor Amsterdam Haarlem sowie das Szeneblatt „Trash in the Streets„ (Amsterdams Free Gay Newspaper) aus.
(Es ist nicht möglich alle Amsterdamer Frauencafes usw. aufzuführen)

UTRECHT

Die Frauenbibliothek in Utrecht in der Twijnstraat 69 ist nicht nur Bibliothek, sondern auch Informations- und dokumentationscentrum. Es bietet neben einen umfangreichen Bibliotheksbestand, Zeitschriften und Infomaterial zu Fraueninitiativen, Vereine, Veranstaltungen über die Provinz Utrecht hinaus an und verfügt über einen Adressenbestand der wichtigsten Frauenorganisationen in Niederlande. Öffnungszeiten:
Mi. 13-17; do. 18-21 und Sa. 13-17 Uhr.

USA/SAN FRANCISCO

Umfangreiche Infos zur allgemeinen Kultur- und Veranstaltungszenerie in SF liegen in den Cafes aus wie z.B. die Gratis-Zeitschrift: SF WEEKLY und Bay Area Reporter.

Viele weitere FRAUENINFORMATIONEN und Hinweise zu Fraueninitiativen, Cafes, Bars, Buchläden, Frauenhotels usw. der jeweiligen Länder auch Italien, Griechenland etc. könnt Ihr dem „Women's Mail Order" (Ferrari Publications) entnehmen.

Die Zaunreiterin bietet eine Revue aus Texten, Fotos, Grafiken... aus weiblicher Sicht, vierteljährlich für 3,20DM + Porto „in Zeitschriftenformat, im gesamten deutschsprachigen Raum
ANRUF genügt! Zusendung erfolgt sofort!
für die sehnsüchtige, clevere, hysterische, rasende, autonome, neugierige, kämpferische, eigensinnige, nachdenkliche, lebendige, originelle, stachlige, auf jeden Fall einmalige Frau!
Unser erstes Buch erscheint, der lesbische Liebeskrimi 'Strömung' von Andrea Keller, zur Leipziger Buchmesse 3. - 6. Juni '93 am Stand des FrauenVerlages Zaunreiterin!
Geschäftsführerinnen: Irene Hackethal, Gesa Pankonin
Sitz, Redaktion und Versand: Tschaikowskistraße 95 / O-7010 LEIPZIG Telefon: 0341/287631
Bankverbindung: Deutsche Bank Leipzig KtoNr. 1370 444 BLZ 860 70000

Ansichtsexemplar u.a. bei Frauen unterwegs/Frauen Reisen, in der Potsdamer Str. 139, 1000 Berlin 30.
Verkaufsexemplar in Village Voice, Books & Drinks in der Ackerstr. 1A, 0-1040 Berlin.

BÜCHERTIPS
„Frauenforschung"
Birgit Sauer: „Situation und politische Rolle von Frauen nach dem Vereinigungsprozeß in Deutschland"
Dagmar Richter: „Die Bedeutung der geschlechtsspezifischen Sozialisation in der Politischen Bildung"
Prof.Dr.B. Vogel/U. Weckel: „Frauen und Ständegesellschaft"
Erschienen bei: Verlag Dr. Reinhold Krämer, Pf.13 05 84, 20105 Hamburg

Hannelore Scholz: „ Widersprüche im bürgerlichen Frauenbild" – Zur ästhetischen Reflexion und poetischen Praxis bei Lessing, Friedrich Schlegel und Schiller (205 S., 38,-DM)
Erschienen bei: Deutscher Studien Verlag, Pf.: 100154, 6940 Weinheim

Anita Heiliger, Tina Kuhne: „Feministische Mädchenpolitik"
(216 S., 28,-DM)
Erschienen bei: Verlag Frauenoffensive, Knollerstr. 3,
8000 München 40

Vom 4. bis 6. Juni 1993 in Berlin:
„Wieder die Vereinzelung!"

Veranstalter:
UFV und Frauenanstiftung Hamburg

Tagungsort:
Lichtenberger Congreß Center LCC,
Ruschestraße, 1130 Berlin,
(U-Bhf. Magdalenenstraße)

Infos:
Unabhängiger Frauenverband,
Friedrichstraße 165, 1080 Berlin,
Tel. 2 29 16 85, Fax 6 09 31 75

Eintritt:
Ist für alle Teilnehmerinnen frei.
Das Kulturprogramm kostet 10,– DM.

Unterkunft:
Die Unterkunft in einem Privatquartier kann durch den UFV vermittelt werden. Auf dem Kongreß gibt es eine Bettenbörse.

Kinderbetreuung:
schließt die Abendbetreuung und Übernachtung der Kinder mit ein.
Bitte Anzahl und Alter der Kinder auf der Anmeldekarte vermerken.